Nr. 18. Monatlich vier Nummern. Berlin, 8. Mai 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Schiller's Liebe und Freundschaft.** Historische Novelle von Max Ring. VIII und IX (mit Illustration von Vinc. St. Lerche). Schluß. — **Anglitische Bauern**, von Otto Glagau. — **Die Hochzeit Friedrich's.** — **Meister Bauernfeld's Studirzimmer.** — **Ein Picknick jenseits des Aequators** (mit Illustration). — **Der See.** Eine Erzählung von A. v. C. — **Der Handschuh**, von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. (Fortsetzung.) — **Die arme alte Frau**, von Maurus Jókai. (Schluß.) — **Logogryph.** — **Auflösungen** des **Räthsels, Rebus** und der **Schach-Aufgabe** Seite 138. — **Correspondenz.**

Schiller's Liebe und Freundschaft.

Historische Novelle von **Max Ring.**

(Schluß.)

VIII.

Doppelliebe.

In ihrem Zimmer saßen Beide und gedachten des Abwesenden, von dem sie soeben einen ausführlichen Brief über seine erste Vorlesung empfangen hatten, ganz erfüllt von Aussichten, Träumen und Hoffnungen auf eine schöne Zukunft und auf ein baldiges Wiedersehen.

„Du scheinst Dich mit der Nachricht von dem Glücke unseres Freundes nicht so sehr zu freuen, wie ich von Dir erwartete," sagte Karoline zu ihrer jüngeren Schwester, die seit einiger Zeit ungewöhnlich ernst, fast traurig erschien.

„Ich fürchte," versetzte Lotte, „daß unser trauliches Verhältniß nicht länger in der bisherigen Weise fortdauern kann. Schon spricht die Welt von uns und macht ihre boshaften spöttischen Bemerkungen."

„Das darf uns nicht kümmern, da wir am besten wissen, wie wenig wir sie verdienen."

„Auch die chère mère schüttelt jetzt öfters bedenklich mit dem Kopf und dann —"

„Du schweigst!" rief Karoline verwundert. „Warum zögerst Du, das auszusprechen, was Du denkst? Sage mir, was Dich quält; denn daß Dich etwas schwer bedrückt, habe ich längst bemerkt. Ich wollte Dir nicht mit meiner Liebe lästig fallen und wollte warten, bis Du selbst mir mit der alten Offenheit entgegenkommen würdest. Du weißt wie theuer Du mir bist, wie sehr mir Dein Glück am Herzen liegt, um so mehr, da ich selbst nicht glücklich bin. Ich habe nur den einzigen Gedanken an Dein Wohl. Darum sage mir, was Dir fehlt."

„Nichts, wirklich Nichts," entgegnete Lotte verlegen, mit tonloser Stimme, indem sie vermied, den forschenden Blicken der älteren Schwester zu begegnen.

„Du bist nicht offen gegen mich," sagte sie, „und das thut mir unaussprechlich weh. Womit habe ich Dein Vertrauen verscherzt? Seit wann hast Du ein Geheimniß vor mir? Was ist geschehen? Ich bitte, ich beschwöre Dich, mir die Wahrheit zu sagen."

Karoline hatte die Hand der Schwester ergriffen; diese aber riß sich heftig von ihr los und stürzte in den Garten, wo sie in der Laube auf die Bank niedersank, um ihren mühsam zurückgehaltenen Thränen freien Lauf zu lassen.

Verwundert und bestürzt blickte ihr Frau von Beulwitz nach, überrascht von Lotte's unerklärlichem Benehmen, für das sie anfänglich trotz aller Bemühung keine Deutung fand.

Erst nach und nach, je länger sie darüber sann, erhellte sich die Dunkelheit, löste sich das Räthsel ihrem forschenden Geiste.

„Sollte es möglich sein?" fragte sie sich, von neuem zweifelnd. „Sollte Lotte Schiller lieben und es mir verschwiegen haben. Ich hätte der stillen „Weisheit" am wenigsten eine solche Leidenschaft zugetraut. Aber ihr verändertes Wesen, ihre ungewöhnliche Aufregung spricht dafür. Doch warum verschweigt sie mir diese Liebe? Weshalb diese Heftigkeit gegen mich? Was habe ich ihr gethan, was gegen sie verschuldet?"

Plötzlich durchzuckte ein Gedanke Karolinens Seele wie ein greller Blitz, der einen finstern Abgrund hell beleuchtet.

„Lotte eifersüchtig und auf mich, auf ihre eigene Schwester!"

Ein Schauer erfaßte sie, und ihr Herz zog sich krampfhaft schmerzlich zusammen.

„Und sie konnte glauben, daß ich meinen Schwüren, meiner Pflicht untreu werden könnte, glauben, daß ich zugleich meinen Gatten und meine Schwester verrathen würde. Wie wenig kennt sie mich, wie wenig weiß überhaupt der Mensch vom Menschen und wenn er ihm auch noch so nahe steht. Als ob ich einen andern Wunsch hätte, als das Glück der Meinigen, seitdem ich auf das eigene für immer verzichtet habe. Mein Herz kennt kein irdisches Verlangen, und selbst ein Genius wie Schiller steht mir fern wie ein goldner Stern am Himmel, den man bewundert, aber nicht begehrt, wenn man sich auch an seinem Licht erfreut."

Einen Augenblick zürnte sie der Schwester, weil sie ihr nicht vertraut und sie verkannt, aber bald siegte die treue Liebe über das bittere Gefühl und den gerechten Schmerz. All die süßen Erinnerungen der Kindheit, die gemeinsam verlebten Tage und Jahre, die vielfachen Beweise der innigsten Neigung standen vor ihrem Geist und baten sie, die ihr zugefügte Beleidigung zu verzeihen.

Sie dachte daran, wie Lotte ihr bisher jeden Wunsch an den Augen abgesehn, ihr jedes noch so großes Opfer unaufgefordert gebracht hatte, an all die kleinen und doch so bedeutsamen Begebenheiten ihres Lebens. Sie waren miteinander aufgewachsen und unaufhörlich durch die festesten und heiligsten Familienbande miteinander verknüpft.

Ihre Ideen und Empfindungen waren die gleichen, und selbst die kleinen Verschiedenheiten ihres Charakters vermehrten nur noch die Harmonie der gleichgestimmten Seelen durch den sich auflösenden und verschmelzenden Gegensatz. Darum vergaß sie jetzt großmüthig die schwere Kränkung, die sie doppelt von der geliebten Schwester schmerzen und verletzen mußte.

„Alle Liebende sind Egoisten," beschwichtigte Karoline den eigenen Unmuth. „Man muß mit ihnen Nachsicht haben und Milde üben. Und bin ich nicht selbst vielleicht eine noch größere Egoistin? Wenn Lotte Schiller's Gattin wird, bleibt er mir unverloren. Ich gebe der Schwester den geliebten Mann, meiner Mutter einen würdigen Sohn und mir den Freund und Bruder. Das will ich thun und zwar sogleich zu unser aller Heil, obgleich Lotte eigentlich eine Strafe verdient hat."

Mit diesem Vorsatz eilte Karoline in den Garten, wo die Schwester noch immer unter Thränen weilte, das Haupt auf den Tisch gestützt im tiefen Schmerz vor sich hinstarrend. Ungesehn nahte sie der Weinenden, die sie von hinten mit ihren Armen sanft umschlang.

„Laß mich!" sagte Lotte, noch immer widerstrebend.

„Ich weiß jetzt, weshalb Du mir zürnst und kenne Dein Leiden."

„Dann wirst Du mir um so mehr die Ruhe gönnen."

„Nein! Du sollst zuerst das Herz Deiner Schwester kennen lernen und einsehn, wie sehr Du mich betrübt."

„Ich habe nie an Dir und Deiner Liebe gezweifelt."

„Und doch konntest Du mir den Grund Deines Kummers verschweigen und mich des schändlichsten Verrathes fähig halten."

„Verzeih'!" murmelte die Unglückliche erröthend. „Du irrst Dich, irrst Dich ganz gewiß; ich habe keine Geheimnisse vor Dir."

„Lotte! Sei aufrichtig, da ich ohnehin Alles weiß. Du liebst —"

„Um des Himmels willen, schweig' und quäle mich nicht!" bat sie, das Gesicht mit ihren Händen bedeckend.

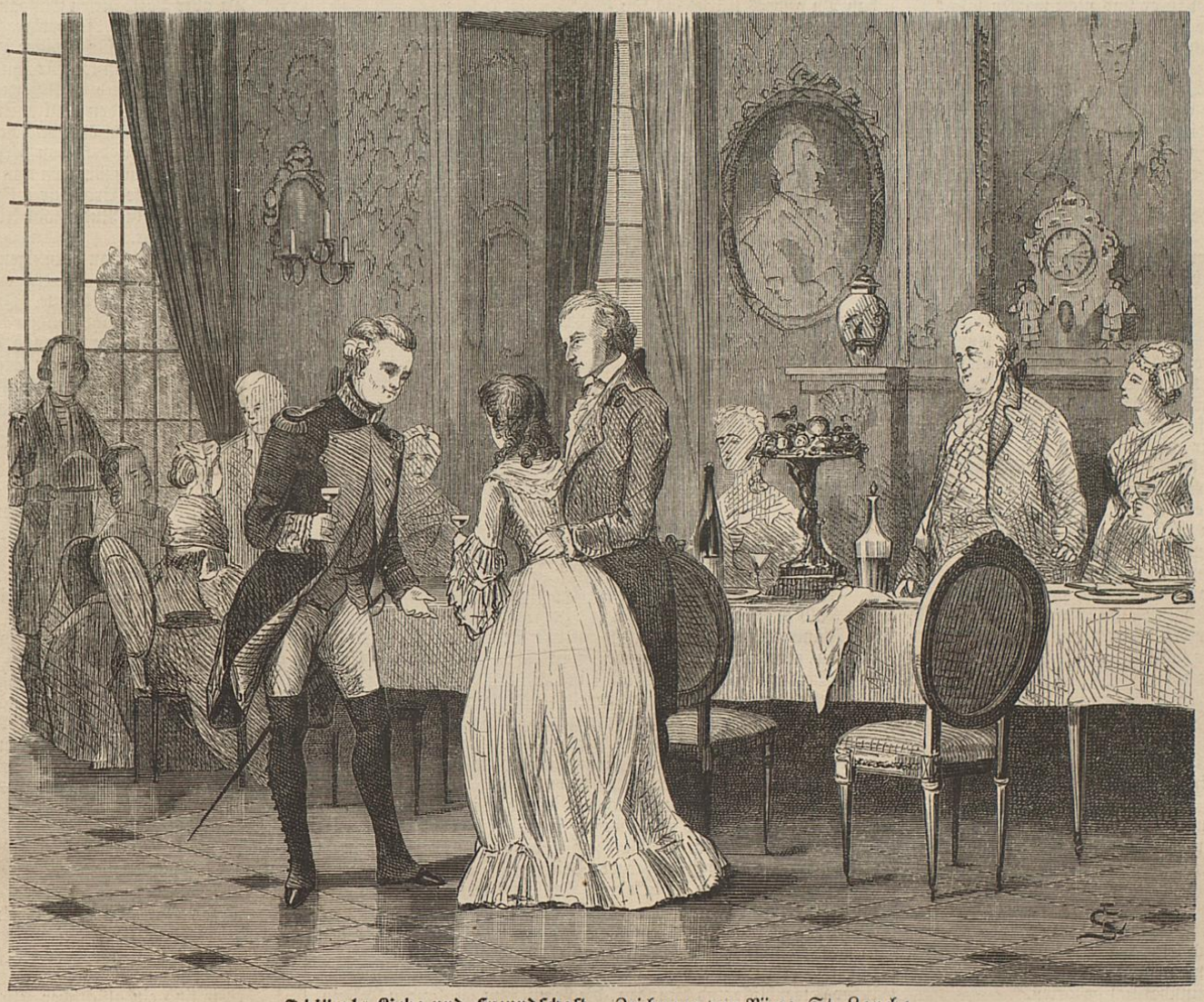
„Du hast Dich dieser Liebe nicht zu schämen, da Schiller —"

„Sprich den Namen nicht aus!"

„Thörin! Ich habe ja keinen andern Wunsch, als Dein und Schiller's Glück."

„Wie," fragte Lotte tief aufathmend, aber noch immer zweifelnd, „habe ich recht gehört? Du, Du bist mit meiner Neigung einverstanden?"

„Nicht nur einverstanden, sondern auch fest entschlossen, euer Schutzgeist zu werden und alle Hindernisse zu beseitigen, die sich eurer Verbindung entgegenstellen."



Schiller's Liebe und Freundschaft. Zeichnung von Vinc. St. Lerche.

„Hell klangen die Gläser, aber noch heller lachte die Freude aus den Augen Schiller's und seiner Braut."

„Gute Karoline!“ rief Lotte tief beschämt und sank an das treue Schwesterherz.

Lange hielten Beide sich umschlungen, sprachlos, tief bewegt, während ihre Thränen flossen.

„Aber was wird die chère mère sagen?“ fragte Lotte nach einer Pause ganz ängstlich. „Sie wird wohl niemals ihre Zustimmung zu einer Verbindung mit einem Bürgerlichen und noch dazu mit einem brodlosen Poeten geben, dessen Einkommen nichts weniger als eine sichere Bürgschaft für die Zukunft bietet.“

„Deshalb kannst Du ganz ruhig sein, Du praktische Weisheit!“ scherzte Karoline. „Ich werde es übernehmen, die gute Mutter zu gewinnen. Das wird zwar seine Schwierigkeiten haben, aber da Schiller jetzt Professor ist und außerdem den Rathstitel hat, wird sie sich schon drein geben müssen, wo es sich um das Glück ihrer Tochter handelt.“

„Aber ein Rath ohne Mittel, ein Professor ohne Gehalt,“ seufzte Lotte.

„Darum brauchst Du Dir keine grauen Haare wachsen zu lassen,“ tröstete die ältere Schwester. „Ich habe bereits vor längerer Zeit mit dem edlen Dalberg deshalb unterhandelt, und derselbe hat mir das Versprechen gegeben, für Schiller zu sorgen, sobald er erst Kurfürst wird, was doch nicht mehr lange dauern kann.“

„Da werden wir wohl noch lange mit der Hochzeit warten müssen. Ich zweifle zwar nicht an dem guten Willen des Coadjutors, aber er hat ein schwaches Gedächtniß und vergißt nur zu leicht, was er versprochen hat.“

„Du thust ihm Unrecht,“ entgegnete Karoline. „Dalberg besitzt das edelste und großmüthigste Herz, aber leider ist er zuweilen in seinen Mitteln beschränkt. Es bedarf vielleicht nur einer leisen Mahnung, um ihn zu erinnern und für Schiller eine ansehnliche Pension auszuwirken. Am besten wird es sein, wenn ich selbst nach Erfurt reise, um mit ihm zu sprechen. Ohnehin erwartet uns unsere Freundin Dacheröden. Natürlich mußt Du mich begleiten und —“

„Weshalb lächelst Du so eigen? Ich wette, daß Du wieder in Deinem erfinderischen Köpfchen ein Plänchen Dir ausgeheckt hast.“

„Errathen,“ rief die Schwester. „Du sollst Schiller sehen und ihm selbst sagen, daß und wie sehr Du ihn liebst.“

„Wo denkst Du hin? Das kann doch nur Dein Scherz sein.“

„Durchaus nicht. Die Sache ist ganz einfach. Wie Du weißt, soll Karoline von Dachenröden, unsere Freundin, das Bad in Lauchstedt wegen ihrer angegriffenen Gesundheit besuchen. Es kann durchaus nicht auffallen, wenn wir uns von der chère mère die Erlaubniß erbitten, sie zu begleiten.

„Und Schiller?“ fragte Lotte gespannt.

„Kommt von dem nahen Jena nach Lauchstedt hinüber, natürlich nur ganz zufällig, nachdem ich ihm unsere bevorstehende Ankunft angezeigt. Ich wette, daß er uns nicht warten läßt.“

„Du bist ein Engel, meine gute, einzig geliebte Schwester!“

„Nun wirst Du hoffentlich nicht mehr eifersüchtig auf mich sein.“

„Kannst Du mir meinen Verdacht verzeihen?“

Ein herzlicher Kuß und eine Umarmung sagten ihr, daß Karoline verziehen und nach ihrer Gewohnheit keinen andern Wunsch hatte, als sie glücklich zu sehn, indem sie in dem Glück ihrer Umgebung Ersatz für ihre vielfachen Leiden und Sorgen suchte und fand.

Am nächsten Morgen fuhren die Freundinnen nach Lauchstedt, wo Schiller, durch seine Vorlesungen in Jena noch zurückgehalten, um einige Tage später ebenfalls eintraf.

Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich und, von Karoline über die Empfindungen der Schwester aufgeklärt, wagte es der Herr Professor, das Geständniß einer Liebe abzulegen, die von dem glücklichen Mädchen eben so zärtlich erwiedert wurde.

„Ist es wahr, theuerste Lotte?“ fragte er entzückt und überrascht, „darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen und aus Ihrem Herzen beantwortet hat, was ich Ihnen zu gestehn mir nicht getraute. Bestätigen Sie, was Ihre Schwester mich hoffen ließ; sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Sie kein Opfer kostet. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand.“ *)

Worte fehlten ihr, nur ein liebevoller Blick und der leise Druck ihrer Hand, die sie ihm willig überließ, sagten ihm, daß Karoline ihn nicht getäuscht, und daß Lotte ihn wahrhaft liebte.

Aber selbst in diesem Augenblick vermochte er nicht jene Doppelliebe zu verleugnen, die er für Beide in seinem Dichterherzen fast mit gleicher Stärke, wenn auch in verschiedener Weise empfand. Wiederholt sprach er den Wunsch aus, mit ihnen vereint wie bisher zu leben, da er sich kein vollständiges Glück ohne Beide zugleich zu denken vermochte.

„Welch schöne himmlische Aussicht liegt vor mir!“ schwärmte der Glückliche. „Welch glückliche Tage werden wir einander schenken! Wie selig wird sich mein Wesen in diesem Cirkel entfalten! O, ich fühle in diesem Augenblick, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahnte. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für Alles, was gut und schön ist. Ich habe mich selbst wieder gefunden und lege einen Werth auf mein Wesen, das ich Ihnen widmen will. Ja, Ihnen sollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Wesens sollen Ihnen blühen! Ja, Ihnen will ich leben und mich meines Daseins freun.“ **)

So saß er zwischen beiden Schwestern, deren Hände er vereint in der seinen hielt, während seine Blicke liebevoll und zärtlich von der Einen zu der Anderen wanderten, seine Gedanken, Worte und Empfindungen ihnen gemeinschaftlich gehörten.

„In einer neuen schönen Welt,“ fuhr er in überströmenden Ergüssen fort, „schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Ihr mein seid. Theure, liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegentrugst. Mit bangem Zweifel ließest Du mich ringen, und ich weiß, welch seltsame Kälte ich oft an Dir zu bemerken glaubte, die meine glühendsten Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel warst Du mir, Karoline, die meinem furchtsamen Geheimnisse so schön entgegenkam. Ich habe Dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O, Du mußt sie mir erzählen die Geschichte unserer werdenden Liebe, aus Deinem Munde will ich sie hören.“

Mit diesen Ausbrüchen der innigsten Liebe wechselten die abenteuerlichsten Pläne für die Zukunft, wobei Schiller mit Sicherheit darauf rechnete, daß Karoline mit ihrer Schwester nach Jena gehen und sich nicht mehr von ihm trennen würde, selbst wenn Herr von Beulwitz, der als Oberhofmeister der Schwarzburg-Rudolstädter Prinzen diese auf Reisen begleitete, wieder zurückkehren sollte.

„Ach!“ rief er begeistert, „was für himmlische Stunden stehen uns bevor, wenn wir zusammen wohnen werden, theure Lieben! Wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Eure Liebe meinem Geiste Feuer und Flammen borgen wird.“

„Du Karoline,“ fuhr er fort, das Bild seiner künftigen Häuslichkeit ausmalend, „Du Karoline bist am Klavier, und Lottchen arbeitet neben mir, und in dem Spiegel, der mir gegenüberhängt, sehe ich Euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euerm schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß Nichts, Nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Euch morgen wiederfinde, schlummre ich ein. Der Genuß wird durch die Hoffnung unterbrochen, und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldenes Leben.“

Nur so edle Naturen und reine Geister vermochten an die Möglichkeit eines derartigen Verhältnisses zu denken, das nur zu leicht den Zweifel und Spott der gemeinen Welt herausfordern konnte.

Es war der Traum eines seligen Geistes, die Phantasien des über der niederen Erde schwebenden Genius.

„Unsere Liebe,“ sagte er gewissermaßen zu seiner Rechtfertigung, „braucht keine Aengstlichkeit, keine Wachsamkeit. Wie könnte ich mich zwischen Euch Beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch Beide, für jede von Euch, nicht die süßeste Sicherheit hätten, daß ich der Andern nicht entziehe, was ich der Einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt sie von Einem zu dem Andern zurück, derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden wiederscheint in verschiedenen Spiegeln.“

Trotz dieser Versicherung konnte sich Lotte nicht ganz zu dieser schwindelnden Höhe emporschwingen. Schon regte sich in ihrem Herzen, wenn auch nicht gewöhnliche Eifersucht, aber der natürliche Wunsch des Weibes, das Herz des Geliebten ausschließlich zu besitzen. Ihre Mienen schienen einen leisen Zweifel, eine zarte Empfindlichkeit auszudrücken, gegen die sich Schiller verwahren wollte.

„Karoline,“ sagte er, „ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form ihrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als Du, meine Lotte — aber ich wünsche nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärst, als Du bist.“

Und als die Geliebte noch immer ein ungläubiges Gesicht zeigte und bedenklich das Köpfchen schüttelte, als ob seine Erklärung ihr nicht so ganz genügen wollte, setzte er aus tiefster, innigster Ueberzeugung hinzu:

„Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du erst von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen.“ *)

Länger vermochte sie nicht dem edlen Schwärmer zu zürnen, und ein süßer Kuß von ihren Lippen gab ihm die Gewißheit, daß sie ihm aus voller Seele vertraute und nicht mehr zweifelte.

„Du hast mich verstanden,“ jubelte Schiller, „Du kennst mein Herz. Der Gedanke an Euch macht meine Seele reicher, göttlicher und reiner; ich fühle alles Streitende in mir in eine süße Harmonie versöhnt, und alle Empfindungen meiner Seele in einem höheren und schöneren Wohlklang dahin fließen. Was wird es sein, wenn Ihr mir wirklich gegeben seid, Ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von Euren Lippen athmen kann.“

Drei glückliche Menschen umarmten sich, während unter dem Fenster die Nachtigallen sangen, die Rosen blühten, und die ganze Natur das Fest der Liebe mit ihnen zu feiern schien.

*) und **) Schiller's eigene Worte.

IX.

Im Hafen.

Mehrere Wochen nach diesem freudigen Ereignisse saß Frau von Kalb am lodernden Kamin und starrte in die rothen, züngelnden Flammen. In ihren Händen hielt sie ein schwarzes Maroquinkästchen, worin sie ihre vertrautesten Briefe aufzubewahren pflegte.

Schiller hatte ihr schriftlich seine Liebe für Lotte von Lengefeld gestanden und ihr seine bevorstehende Verlobung angezeigt. Obgleich hinreichend durch die Zuträgerei der Weimar'schen Klatschschwestern unterrichtet und auf seinen Schritt vorbereitet, fühlte sie den Verlust nicht minder schmerzlich, wenn sie auch nur die Rechte einer Freundin beanspruchen durfte und konnte.

„Ich kann es nicht aussprechen,“ schrieb sie ihm tief erschüttert, „wie mich Ihr Entschluß bewegt. Mein Segen bleibt Ihnen, aber verschieden ist unsere Absicht für die Zukunft, und so muß es sich ergeben, daß jeder fernere Briefwechsel uns überlästig ist.“

Zugleich forderte sie in einem Ausbruch weiblicher Empfindlichkeit ihre früheren Briefe von ihm zurück. Mit schmerzlicher Wehmuth betrachtete sie jetzt diese Zeugen und Unterpfänder der innigsten Freundschaft, die sie durch eigene Schuld zerstört.

Sie erschienen ihr gleichsam als die Verkörperung unvergeßlicher Augenblicke und Stunden, die sie mit ihm seit langen Jahren verlebt, wie welke Blätter von ihrem Lebensbaum, der jetzt kahl und öde war. Sie mahnten sie an den entschwundenen Frühling, an vergangenes Glück, an den unwiederbringlichen Verlust und an ihre eigene Schuld.

Und doch vermochte sie ihn nicht anzuklagen, wenn auch eine tiefe Trauer über ihr Geschick und die Vergänglichkeit des reinsten Glückes ihre Seele in diesem Augenblick erfüllte.

„Wer denkt,“ sagte sie sich zum eigenen Trost, „darf nicht klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn getroffen.“

Mit einer fast antiken Ruhe dachte sie an die Vergangenheit, während sie noch einmal seine Briefe las und im Geiste die alten theueren Erinnerungen heraufbeschwor. Ihr hoher Sinn erkannte den Irrthum ihres Herzens, daß sie kein Anrecht mehr auf den Freund hatte, der dem Weibe seiner Wahl fortan ausschließlich angehören sollte.

Sie kämpfte muthig gegen ihren Schmerz und zürnte nicht länger dem Freund, der sie verlassen, um der Geliebten zu folgen. Aus dieser inneren Selbstprüfung ging ihr starker Geist geläutert und verklärt hervor. In der Erfüllung ihrer Mutterpflicht wollte sie fortan Trost und Ersatz für ihr verfehltes Leben finden.

Aber aus Furcht vor einem nahen Ende, das sie bei ihrer fortdauernden Kränklichkeit voraussetzte, das aber nicht eintraf, sie erreichte ein hohes Alter — beschloß sie dennoch, die Briefe Schiller's zu vernichten.

„Inniges,“ sagte sie gleichsam zu ihrer Rechtfertigung, „kann nur von Einem verstanden werden, dem Anderen verwandelt es sich in Hohn. Die Welt wird niemals uns verstehen, nie die Reinheit einer solchen Freundschaft begreifen. Darum muß ich dieses Opfer bringen.“

Mit diesen Worten warf sie diese unschätzbaren Briefe in die Flammen des Kamins, nicht alle zugleich, nicht plötzlich, sondern einzeln, nach und nach. So litten sie den Feuertod, sich im Schmerz gleichsam verzehrend, langsam dahinsterbend, während sie mit glanzlosen Augen thränenleer auf die zuckenden, verkohlten Blätter starrte.

Erst als das Opfer gebracht, die Asche zerstiebt und verweht war, überfiel sie ein Grauen vor ihrer That, als ob sie einen edlen Geist getödtet, ein nicht zu sühnendes Verbrechen nicht nur an sich, sondern an der ganzen Menschheit begangen hätte.

Jetzt erst flossen ihre Thränen.

Die Erinnerung an seine verlassene Freundin warf auch auf Schiller's sonniges Liebesglück einen trüben Schatten, der jedoch bald dem heiteren Lächeln und den wonnigen Blicken der Geliebten weichen mußte. Die Zeit bewährte an Beiden ihre versöhnende und beruhigende Kraft, und der Genius verband die Getrennten wieder durch den Zauber der Poesie. Als sie sich nach langen Jahren wieder sahen, reichten sie sich tief bewegt die Hände, voll Dank für Alles, was sie ihm gewesen, sie voll Bewunderung für den Dichter, der seitdem der Stolz seines Volkes geworden war.

Vorläufig aber mußte Schiller noch immer mühsam dem Glück seine Gaben abringen. Seine Verbindung mit Lotte war wieder in weite Ferne gerückt, die Einwilligung der chère mère mehr als zweifelhaft, da ihr der Freier trotz seiner Professur und seines Rathstitels keine Sicherheit bieten konnte; weßhalb das Verhältniß vor ihr noch geheim gehalten wurde.

Karoline, der Schutzgeist der Liebenden, hatte vollauf zu thun, um die sich entgegenstellenden Hindernisse zu beseitigen. Da die Versprechungen des edlen und gutmüthigen, aber schwachen Coadjutors wie gewöhnlich sich als eine Täuschung erwiesen, so setzte sie von neuem ihre Hoffnung auf den Herzog Karl August oder vielmehr auf die einflußreiche Frau von Stein. Diese war jedoch mit der Heirath Schiller's durchaus nicht einverstanden, weil sie ihn, und zwar nicht mit Unrecht, für kränklich hielt, weshalb sie davon abrieth.

Da aber Lotte diesen Einwand nicht gelten lassen wollte und unerschütterlich blieb, so versprach Frau von Stein, von ihrer Bitten gerührt, sich für Schiller zu verwenden, obgleich sie wenig Aussicht auf eine Pension für ihn hatte, da die Kasse des Herzogs gerade damals vielfach in Anspruch genommen wurde.

Aber auch für den Fall einer abschläglichen Antwort wußte Karoline Rath, deren erfinderischer Kopf nie um einen Plan verlegen war. Schiller, dem von verschiedenen Seiten und besonders von namhaften Buchhändlern annehmbare Anerbietungen gemacht wurden, sollte seine Professur aufgeben und als Schriftsteller frei und unabhängig in Rudolstadt leben, womit er auch vollkommen einverstanden war.

Um die Mutter zu beruhigen, sollte er sich den Hofrathstitel von dem Herzog von Koburg erbitten, was keine allzugroßen Schwierigkeiten bieten konnte. In der That gelang es der Frau von Beulwitz, die chère mère so günstig für Schiller zu stimmen, daß sie ihre Einwilligung gab unter der Bedingung, daß er sie zuvor über seine äußere Lage beruhigte.

Es blieb ihm daher Nichts übrig, als in Jena auszuharren und der Großmuth des Herzogs zu vertrauen. Karl August, der sich eben so sehr für den Dichter als für die Familie von Lengefeld interessirte, zeigte sich jetzt geneigt, seine Wünsche zu erfüllen, so weit dies in seiner Macht stand.

Da Schiller gerade in Weimar mit den Schwestern eine Zusammenkunft hatte, so ließ ihn der Herzog zu sich rufen.

„Wie ich von Frau von Stein höre,“ sagte er freundlich, aber mit einer gewissen Verlegenheit, „so wollen Sie das jüngere Fräulein von Lengefeld heirathen.“

„Ich wünsche in der That Nichts sehnlicher, wenn dies meine Verhältnisse gestatten.“

„Und ich möchte gern zu Ihrem Glück beitragen, so weit ich es vermag.“

„Hoheit würden mich zu ewigem Dank verpflichten,“ versetzte Schiller mit hoffnungsvollem Lächeln.

„Leider,“ entgegnete Karl August zögernd, „sind mir die Hände gebunden. Ich würde gern mehr für Sie thun und Ihnen eine Ihren Verdiensten angemessene Pension aussetzen, aber das Höchste, was ich Ihnen bieten kann, sind — zweihundert Thaler.“

„Damit bin ich vollkommen zufrieden,“ erwiederte der bescheidene Dichter.

„Aber davon können Sie ja kaum leben, geschweige heirathen,“ meinte der Herzog, fast beschämt von Schiller's Dankbarkeit.

„Ich rechne außerdem auf eine kleine Unterstützung von meiner Schwiegermutter, auf mein allerdings nur unbedeutendes Honorar als Professor, vor Allem aber auf den Ertrag meiner schriftstellerischen Thätigkeit. Damit hoffe ich auszukommen.“

„Sie sind ein glücklicher, ein beneidenswerther Mann; dazu dahin habe ich es noch nicht gebracht. Mit der Zeit hoffe ich jedoch, meine Finanzen zu verbessern und dann werde ich auch Ihre Pension gewiß erhöhen. Sie sehen wenigstens jetzt meinen guten Willen.“

„Ich werde nie vergessen, wie gütig Ihre Hoheit sind.“

„Trotzdem würde ich es Ihnen durchaus nicht übel nehmen, daß Sie bei der nächsten besten Gelegenheit mir davon gehen, wenn Ihnen eine bessere Stellung geboten wird. Deshalb muß ich bei Zeiten daran denken, Sie zu fesseln, und dazu soll mir das Fräulein von Lengefeld jetzt die Hand bieten. Die Liebe soll mir helfen, eine neue Zierde meinem kleinen Reiche zu gewinnen.“

Mit einem gnädigen Lächeln verabschiedete der Herzog den glücklichen Schiller, der zufrieden selbst mit einer so geringen Pension, sogleich zu Frau von Stein eilte, die ihn mit den Schwestern zum Mittagsbrod eingeladen hatte. Lotte war nicht minder selig mit diesem Erfolg der Audienz, wogegen Karoline noch immer auf die Großmuth Dalberg's rechnete, der, äußerst freigebig mit Versprechungen, von neuem ihr ein Gehalt von vier

*) Die Auslassungen Schiller's über sein Verhältniß zu den beiden Schwestern Lengefeld.

tausend Gulden für Schiller zugesichert hatte, falls er selbst erst Kurfürst geworden sein würde.

Bei Tisch überließen sich die Liebenden ihren Hoffnungen und Träumereien für die Zukunft, indem sie sich bereits im Geiste in der herrlichsten Gegend um Mainz erblickten in einer „Colonie" von lauter „schönen Seelen", frei von jeder irdischen Sorge durch die Großmuth ihres Beschützers, nur der Poesie, ihrer Liebe und der Freundschaft lebend.

Damals ahnten sie noch nicht, wie bald die französische Revolution und die Mainzer Clubbisten den schönen Traum zerstören, daß sich der Kurfürstenhut in die rothe Jakobinermütze verwandeln würde.

Statt der versprochenen viertausend Gulden erhielt Schiller von Dalberg zu seiner Hochzeit ein von diesem eigenhändig gemaltes Bild, eine frostige Allegorie, Gott Hymen darstellend, wie er den Namen des Brautpaares in eine Rinde schneidet.

Augenblicklich aber saßen noch die Glücklichen in heiterster Stimmung bei der Tafel in dem Salon der Frau von Stein, als Karl August sich anmelden ließ, um ihnen seine Glückwünsche in eigener Person darzubringen.

„Sie gestatten mir wohl," sagte der liebenswürdige Fürst, „daß ich mit Ihnen ein Glas auf das Wohl der Liebenden leere."

„Die Gnade Ihrer Hoheit," versetzte Schiller, „wird uns unvergeßlich bleiben."

„Das Beste aber," lachte der Herzog, „was ich zu Ihrer Heirath hergebe, ist das Geld. Ich wollte nur, daß es mehr wäre." *)

„O! wir werden uns schon einrichten und auch mit Wenigem zufrieden sein," entgegnete Lotte mit dem frischen Muth und der Sorglosigkeit der Jugend.

„Liebe und Freundschaft," fügte Karoline hinzu, „sind die schönste Aussteuer für die Ehe."

„Gewiß!" erwiederte Karl August ernst. „Und dies Geschenk kann kein Fürst auf Erden Ihnen geben, wäre er auch noch so reich und mächtig. Darum lassen Sie uns anstoßen: es lebe die Liebe, die Freundschaft und vor Allem die Poesie!"

Hell klangen die Gläser, aber noch heller lachte die Freude aus den Augen Schiller's und seiner Braut.

Wenige Wochen nach dieser Verlobungsfeier, die durch die Gegenwart des gütigen Fürsten verherrlicht wurde, hielt an einem kalten Decembertage ein zweispänniger Wagen vor der einfachen Dorfkirche zu Weningenjena. Aus demselben stieg der gegen seine Gewohnheit sorgfältig gekleidete Schiller und reichte seine Hand der bräutlich geschmückten Lotte.

Ein weißes Kleid verhüllte züchtig die hohe, edle Gestalt, den dunklen Lockenkopf umflocht der grüne Myrthenkranz, den ihr die Hand der zärtlichen Schwester auf die schöne, weiße Stirn gesetzt. Eine feine Blässe des reizenden Gesichts, ein würdiger Ernst verrieth die tiefe innere Bewegung in diesem wichtigsten Augenblicke ihres Lebens.

Sie hatte gewünscht, in der tiefsten Stille getraut zu werden, weil ihrem feinen Gefühl jedes öffentliche Hochzeitsgepränge zuwider und verhaßt war. Nur ihre Mutter und die unzertrennliche Schwester begleiteten sie auf diesem ernsten Gang und sollten Zeugen ihres Glückes werden.

Im Angesicht des Himmels gelobten sich die Liebenden ewige Treue vor Gott und den Menschen. Ein inniger Kuß besiegelte den Bund der Ewigkeit.

Nachdem sie die Ringe gewechselt und die Verwandten umarmt, fuhren sie nach Jena in Schiller's Wohnung zurück, wo sie vereint den schönsten Tag verlebten.

Eine nie zuvor gekannte Seligkeit, ein himmlischer Friede herrschte fortan in dem Herzen Schiller's. Jetzt erst gelangte sein Geist zur vollsten Harmonie, sein so oft stürmisch bewegtes Herz zur beglückenden Ruhe. Mit jeder Stunde wurde Lotte ihm theurer, sein Verhältniß zu Karoline klarer und reiner.

Die Gefahr einer solchen Doppelliebe, von der er einst geschwärmt, ging an seinem edlen Herzen unbemerkt vorüber, und sein hoher, idealer Sinn bewahrte ihn vor dem traurigen Geschick, vor den Kämpfen und Verirrungen, denen ein Dichter wie Bürger unter ähnlichen Verhältnissen unterlegen war.

Frau von Beulwitz blieb zwar noch einige Zeit in Jena, aber sie wohnte nicht, wie dies anfänglich beabsichtigt war, in dem Hause Schiller's und als sie im nächsten Sommer nach Rudolstadt zurückkehrte, wo ihr Gatte unterdeß ebenfalls von seiner Reise mit dem Prinzen wieder gekommen war, sah sie Schiller zwar ungern, aber ohne tiefen Schmerz scheiden.

In dem Herzen und in der Liebe seiner jungen Frau fand er den reichlichsten Ersatz für die abwesende Freundin. Täglich entdeckte er an ihr neue Eigenschaften, die sich unter seiner Leitung und Anregung zur schönsten Blüthe entfalteten. Sie wurde nicht nur die treue Gefährtin seines Lebens, sondern auch die Genossin und Theilnehmerin seiner Gedanken, seiner poetischen Schöpfungen. Ihr nur dankte er das schöne Gleichgewicht, die Vollendung und den Abschluß seines Wesens.

Durch sie wurde hauptsächlich der Grund zu jener unsterblichen Freundschaft zwischen Schiller und Goethe gelegt, bis endlich die beiden größten Dichter des Jahrhunderts trotz ihrer anfänglichen Vorurtheile gegenseitig ihren hohen Werth erkannten und ein Bündniß schlossen, das in seiner ethischen Bedeutung und Vollendung kaum seines Gleichen, weder im klassischen Alterthum, noch in der neueren Geschichte finden dürfte, dem deutschen Volke zum Ruhm und als Vorbild aller Zeiten dienend.

Auch Karoline fand ihr Glück und ihre Ruhe, nachdem sie sich von Beulwitz geschieden, in ihrer Wiederverheirathung mit Wilhelm von Wolzogen, der nach Aufgabe des Baufaches als Diplomat eine ehrenvolle Stellung einnahm.

Beide liebten Schiller bis zu seinem frühen Tode gleich einem Bruder und ehrten durch ihre Freundschaft sich selbst und den unsterblichen Dichter. [2769]

Ende.

*) Die eigenen Worte des Herzogs.

Anglitische Bauern.

Von Otto Glagau.

Angeln ist neben Sundewitt und Alsen die am meisten romantische Landschaft in Schleswig. Nirgend gibt es zahlreichere Koppeln und Wiesen, Buchenhaine und Landseen, als in Angeln; nirgend sind die Hecken höher und buschiger, die Wege enger und schattiger, die Abwechselung von Thal und Hügel mannichfacher und anmuthiger, als in diesem Landstriche. Im Sommer ist er wie ein Garten anzusehen oder eigentlich wie eine ununterbrochene Folge von Gärten, indem jede Feldkoppel mit ihrer lebenden Umfriedigung einem wahrhaften Garten gleicht. Die Einhegung besteht aus sogenannten Knicks; hohen, mit dichtem Buschwerk bestandenen Erdwällen. Sie sind zum Schutze gegen das Einbrechen des Viehs errichtet, das gleichfalls auf solchen mit Knicks umhegten Grasplätzen weidet und zwar ohne jede Aufsicht eines Hirten. Diese zahllosen Hecken gewähren nur selten eine freie Umsicht. Ueberdies erscheinen sie mir nicht besonders praktisch, denn sie versenden dichten Schatten und verhindern so das Reifen des Getreides. Auch der Gesundheit müssen sie nachtheilig sein, insofern sie Dünste und Nebel aufsammeln und festhalten. Die Knicks umgeben auch statt der Bäume die Landstraße und schließen sich auf den durchgehends sehr schmalen Wegen oben fast völlig zusammen. Diese Wege erscheinen fast immer kothig und schlüpfrig, zumal bei dem fetten Lehmboden, und noch im April kann man nicht selten Schnee und Eis darin antreffen. Die schmale Breite wird durch den hohen Werth des Landes bedingt, aber die preußische Armee ist im Jahre 1864 auf diesen engen und kothigen Straßen fast stecken geblieben, wenigstens erwiesen sich die kurzen Stiefel der Soldaten hier sehr unpraktisch. Der einzelne Fußgänger hat es bequemer, wenn er die zahlreichen, über die Koppeln führenden Pfade wählt; doch muß er hierbei alle fünf Minuten einen Knick übersteigen, wozu ihm sogenannte „Stägel", auf beiden Seiten hingelegte Steine, behilflich sind.

Noch interessanter, als die Natur Angelns sind seine Bewohner, ein trotz aller Vermischung mit Jüten und Dänen noch immer echtdeutscher kerniger Volksstamm; ein Volk von Bauern, aber von Bauern, wie sie in Deutschland schon selten werden. Angeln besitzt nur 26 adlige Güter, welche etwa den fünften Theil seines Flächenraumes, nämlich über drei Quadratmeilen einnehmen und meist im nordöstlichen Theile des Ländchens liegen. Die Baronien Gelting und Rundhof sind darunter die größten. Im Uebrigen ist ganz Angeln von einzelnen Bauerhöfen und größeren oder kleineren Bauerdörfern bedeckt. Solch große Dörfer wie in Holstein findet man in Schleswig nicht und noch weniger in Angeln. Nur weil jeder Bauerhof für sich und von dem angrenzenden etwas entfernt liegt, erscheinen die anglitischen Dörfer größer und ausgedehnter, als sie wirklich sind. Der anglitische Bauer will übrigens Nichts mehr und Nichts anderes, als ein Bauer sein, und sein höchster Stolz besteht darin, es ganz zu sein. Er sitzt seit hundert und zweihundert Jahren auf der ihm von seinen Vätern überkommenen „Stelle" und er ist darauf nicht weniger stolz, als der Edelmann auf sein Stammschloß. Er spricht am liebsten seine Muttersprache, ein ebenso naiv wie anmuthig klingendes Plattdeutsch. Er spricht es auch vor Gericht und vor jedem Einheimischen, weß Standes und Ranges dieser immer sein mag; nur für einen Fremden, bei dem er voraussetzt, daß ihm seine Mundart nicht geläufig ist, sucht er das Hochdeutsche hervor und zeigt dann, daß er auch dieses vollkommen beherrscht. Merkt er aber, daß der Fremde ihn allmälig versteht, so fällt er schnell in seinen theuren Jargon zurück. Uebrigens steht die plattdeutsche Mundart hier nicht in dem niedern Ansehen, wie in andern Theilen Norddeutschlands, sondern sie bildet gleichsam die Sprache des Vertrauens und der gemüthlichen Unterhaltung und sie wird als solche in den reichsten und vornehmsten Familien gepflegt, nicht nur in den Herzogthümern, sondern selbst noch in vielen Patrizierhäusern der alten Hansastädte Hamburg und Bremen. Auch fällt es keinem gebornen Schleswig-Holsteiner ein, einen anglitischen Bauer auf Hochdeutsch anzureden, vielmehr gebraucht er schon aus Artigkeit das plattdeutsche Idiom und ist beinahe eitel darauf, es mit Leichtigkeit zu sprechen. Der anglitische Bauer hält an der Tracht und den Sitten seiner Vorfahren fest, so weit er solche als bequem und zweckmäßig erkannt hat; im Uebrigen sträubt er sich keineswegs gegen vortheilhafte Neuerungen, sondern er ist bemüht, sich mit allen Verbesserungen und Erfindungen bekannt zu machen, mögen sie nun seine nächste Aufgabe, die Landwirthschaft, oder irgend ein anderes, ihm nahe liegendes Gebiet betreffen. Er ist stets geneigt, sich unterweisen und belehren zu lassen, aber er spricht nur dann über eine Sache, wenn er sie genau kennt, und dann sind seine Bemerkungen kurz und treffend. Er begreift ohne Schwierigkeit, und sein Urtheil ist langsam, aber scharf und sicher. Er entschließt sich zögernd, aber einmal entschlossen, bleibt er unerschütterlich; doch ist er stärker in der Zähigkeit des passiven Widerstandes, als in der Energie des activen Vorgehens. Er ist gastfreundlich und mildthätig, nur im Anfange etwas zurückhaltend; bei näherer Bekanntschaft aber harmlos und zutraulich. Er stürzt sich weder in Händel noch in Gefahren, vermeidet wohl beide, aber einmal darin, zeigt er sich muthig und tapfer, wobei ihn seine blühende baumstarke Körperconstitution unterstützt. Schmeicheleien machen ihn mißtrauisch, und es wird ihm schwer, Jemand seine Anerkennung oder Bewunderung direct auszusprechen; das thut er lieber hinterher und gegen einen Dritten. Seine Höflichkeit äußert sich nicht in Worten, sondern im Tonfall, in Blicken oder in einer unbewußten Bewegung. Seine ganze Haltung ist immer unbefangen und ungezwungen, aber zugleich eine instinctiv taktvolle. Er hat ein tief religiöses Gemüth und viel kirchlichen Sinn, ohne deshalb bigott zu sein. Seine Lustigkeit ist eine milde und stille; er neigt zum Ernste und zur Schwermuth, und für die berühmte Irrenanstalt zu Schleswig liefern die Angler das stärkste Contingent.

Einige Worte und Wendungen in der Sprache des Anglers sind zu charakteristisch, als daß ich sie übergehen sollte. Er hält es für unbescheiden, eine Frage mit Nein zu beantworten, zumal wenn aus dem Tone des Fragers herausklingt, wie dieser das Gegentheil vermuthet. Z. B.: „Sie verkaufen Ihre Butter doch auch nach Flensburg?" Antwort: „Ja — — (sehr gedehnt) — aber selten — eigentlich gar nicht — denn ich fahre sie immer nach Kappeln." Oder: „Die Bauern nehmen doch auch am Ringreiten Theil?" Antwort: „Ja — — aber eigentlich doch nicht — die Knechte und Söhne reiten allein — wir Bauern sehen blos zu." — Um dem Redenden seine Theilnahme zu bezeugen oder sein Erstaunen auszudrücken, pflegt man an einigen Orten Deutschlands die Erzählung zu unterbrechen, durch allerhand wunderliche Ausrufe, z. B.: Was Sie sagen! Nicht möglich! Sie spaßen! Gehen Sie weg! oder durch unzählige So! So! — Der Angler dagegen hält jede Unterbrechung für unschicklich, aber er benutzt eine Pause, die der Sprecher um Athem zu schöpfen macht, und wiederholt dann das Gesagte, indem er's in Einen Satz zusammendrängt. Z. B.: „Na, Sie waren in Schleswig?!" Oder: „Sie sprachen den Amtmann?! Na!?" — Das Wörtchen „Na!" wird von den Zuhörenden sehr häufig angewandt und erschien mir immer von überaus naiver und anmuthiger Wirkung. Das hochdeutsche „Nun?!" würde im gleichen Falle malitiös und ungezogen klingen, insofern es die unwillige Ueberraschung oder die Ungeduld des Ausrufenden ausdrückt. „Na!" im Munde des Anglers dagegen heißt etwa: Das ist ja hübsch! Nur weiter! Ich bin ganz Ohr! — Neben dem Wörtchen „Na!" spielt in Angeln auch das Wörtchen „Gern!" eine Hauptrolle. Wo etwa der Berliner „Mit Vergnügen!" sagt, ohne aber dabei das Geringste zu denken, spricht der Angler mit herzlicher Bereitwilligkeit: „Gern!" Jedoch gibt er ihm auch häufig eine andere Anwendung, die sich wohl fühlen und verstehen, aber in Worten nicht übersetzen läßt. Z. B.: „Sie können das Buch gern mitnehmen." Oder: „Wir können gern einmal dahin gehen." Wie gesagt, die Höflichkeit des Anglers liegt im Tonfall. Es klingt unaussprechlich zart und herzlich, wenn er z. B. sagt: „Wollen wir jetzt einmal trinken?" Oder: „Sollen wir nun zum Pastor gehen?" Oder: „Soll ich jetzt einmal die Geschichte hören?"

Der Angler besitzt einen Takt und eine Lebensart, die den Fremden sofort angenehm überraschen.

Als ich zum ersten Mal in ein anglitisches Bauerhaus trat, fand ich in der Wohnstube nur ein Frauenzimmer anwesend, das am Rocken saß und spann. Bei meinem Eintritt erhob sie sich, hieß mich, ohne nach Namen und Begehr zu fragen, willkommen, rückte mir einen Stuhl zurecht und sagte, sie würde sogleich nach dem Bauer schicken. Ich hielt sie für die Hausfrau, aber im Laufe des Gesprächs erwies es sich, daß sie nur die Magd war. Sie beantwortete meine Fragen kurz und bündig, und als in die Unterhaltung eine Pause eintrat, erkundigte sie sich, ob ich vielleicht die Zeitung lesen möchte.

„Die Zeitung?!" wiederholte ich erstaunt. „Halten Sie denn eine Zeitung?"

„O gewiß," entgegnete sie. „Der Knecht liest sie jetzt, doch ich will sie gleich holen."

In derselben freundlichen unbefangenen Weise empfing mich auch der später hereinkommende Bauer. Er begrüßte mich mit einem traulichen Händedruck, war gern bereit mir seine Wirthschaft zu zeigen und erzählte gelegentlich, daß er im vorigen Sommer eine Vergnügungsreise nach der sächsischen Schweiz gemacht habe und auch schon einmal in England gewesen sei. Dabei trug er, wie jeder andere Bauer, einen groben Leinenkittel und an den Füßen plumpe Holzschuhe.

Ein anglitischer Bauerhof bildet mit seinen Gebäuden gewöhnlich ein nach der Straße offenes, selten ein völlig geschlossenes Viereck. Den inneren Hofraum zieren meist mächtige Linden oder Rüstern, in deren Kronen ein Dutzend Elstern ihr Nest aufgeschlagen haben. Die Gebäude sind einstöckig und mit Stroh gedeckt, die massiven Grundmauern dagegen von rothen weißgeränderten Ziegelsteinen aufgeführt, so daß die Mauerflächen eine regelmäßige Fächerung in Form länglicher Vierecke zeigen. In der Mitte des eigentlichen Hauses befindet sich die Tenne oder Hauptdiele; dieselbe geht durch die ganze Breite des Gebäudes und ist an der Vorder- und Hinterseite mit hohen, etwas gewölbten Flügelthüren versehen, die einen beladenen Erntewagen bequem hindurchlassen. Die hereingefahrenen Garben werden in die nach rechts und links hin offenen Bodenräume gesteckt, seiner Zeit in kleinen Partien wieder herabgeworfen und dann auf dem Lehmstrich der Diele ausgedroschen. Die Diele theilt das Haus in zwei Hälften, deren eine die Wohnzimmer, die andere die Kuh- und Pferdeställe enthält, und ist mit beiden Abtheilungen durch Seitenthüren verbunden, so daß der Bauer aus der Stube direct auf die Diele und durch diese wieder in die Ställe treten kann. Wohnraum und Ställe haben aber auch gleich der Diele ihre besonderen Zugänge vom Hofe aus, so daß die Front des Gebäudes drei Eingänge zeigt. Vor der eigentlichen Hausthür, welche immer nach Norden weist, liegt gewöhnlich ein alter mächtiger Leichenstein, der vor hundert oder mehr Jahren das Grab eines Vorfahren zierte. Er soll an die Abgeschiedenen und an den Tod überhaupt erinnern, ist also den zeitigen Bewohnern ein Hinweis auf Vergangenheit und Zukunft. Ueber ihn tritt man in die Hausdiele oder den Hausflur, der mit weißen achteckigen Fliesen und dazwischen mit blauen viereckigen Würfeln ausgelegt ist. Von gleicher Beschaffenheit ist der Fußboden der Küche, und häufig auch der des Saals oder Pesels. Rechts vom Hausflur befindet sich die Küche, links der Milchkeller, welcher nur um ein Paar Stufen tiefer liegt und mit rothen oder gelben Ziegelsteinen ausgelegt ist. Hinter der Küche ist die Mädchen- und eine kleine Speisekammer, sowie der Aufgang nach dem Getreideboden. Geradezu auf dem Flur liegt die sogenannte „tägliche Stube", der gewöhnliche Aufenthalt des Bauers und seiner Familie. Hier werden die Mahlzeiten eingenommen, und hier versammeln sich am Abend oder in den sonstigen Mußestunden Alt und Jung, Herrschaft und Gesinde. Die Frauen spinnen, die Männer lesen und plaudern und rauchen dazu ihre Pfeife. Von diesem Hauptzimmer führen auf allen Seiten zahlreiche Thüren nach verschiedenen Räumen: nach den Schlafzimmern und der Diele, nach dem Hausflur und der Küche, nach der Fremdenstube und dem Pesel, sowie nach einer kleinen Milchkammer, die nur im Winter benutzt wird. Die Thüren sind ein- oder zweiflügelig, von Föhrenholz, und gelb oder braun gestrichen, mit gedrechselten Drückern von braunem Apfelholze. Diejenigen, welche in das Freie oder auf den Flur und die Diele führen, haben im oberen Theile einen eirunden Ausschnitt, in welchen ein grünes, nach der Mitte hin in eine Kugel auslaufendes Knastenglas eingesetzt ist. Das Fremdenzimmer nebst anstoßender Schlafkammer ist modisch möblirt und mit Gardinen und Tapeten versehen, während die Wände der anderen Zimmer nur eine weiße Tünche oder einen bunten Anstrich tragen. Der Pesel oder Saal wird nur bei Familienfesten benutzt, also bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen. Hier stehen die Leichen im Paradekleide, und an Sonntagen versammeln sich hier die Bursche und Mädchen des Dorfs, abwechselnd bei einem Bauer nach dem andern, um ein Tänzchen zu machen. Man singt zum Tanze, oder irgend ein Virtuose spielt die Handharmonika. An den Pesel endlich stößt die sogenannte Brautkammer, wo die Ausstattung der Braut an Betten und Leinenzeug niedergesetzt wird. Die Schätze der Nadel und des Webstuhls ruhen in mächtigen Kisten oder Truhen von grün oder braun lackirtem oder auch bunt bemaltem Eichenholz, welche mit starken Eisenbändern von zierlich getriebener Arbeit versehen sind. Pesel und Brautkammer enthalten in der Regel keine Oefen, wohl aber die anderen Zimmer und zwar durchweg gußeiserne von sehr gefälliger Construction, welche in den Fabriken zu Flensburg und Rendsburg gefertigt werden. Die Zimmerdecken, Fensterköpfe und Fensterrahmen sind gleichfalls von schönem Föhrenholz und weiß gestrichen. Fensterläden kommen nur selten vor und dann von grüner Farbe, aber an jedem Fenster finden sich Rouleaux von bunt bemalter Leinwand.

Die andere Abtheilung enthält, wie schon gesagt, die Pferde-

ställe mit einer Futter- und Knechtskammer. Hinter dem Hause befindet sich ein mäßiger Kohl- und Obstgarten, darin auch einige Bienenstöcke stehen. Von den beiden Flügelgebäuden enthält das eine den Kuhstall nebst Futter- und Schlafkammer für den Kuhknecht, das andere die Hauptscheune, Wagenremise, Schirrkammer, Buttermühle, Back- und Waschhaus nebst Holzstall, Schweine- und Hühnerställen. Butter- und Käse-Erzeugung liefern neben dem Ackerbau die Haupteinnahmen einer anglitischen Bauerwirthschaft. Die Buttermühle wird von einem Pferde getrieben und liefert in der Stunde etwa 30 Pfund Butter. Dreimal in der Woche wird gebuttert, und die jährliche Ausbeute an Butter beträgt in einem einzigen Bauerhofe gegen 2000 Pfund.

Der Landbesitz eines Bauers oder Vollhufners wird gewöhnlich auf 150 Zeitscheffel, à 144 Quadratruthen, veranschlagt, der Werth des ganzen Besitzes auf 16 bis 20,000 Thlr. Die meisten Bauern besitzen den Hof schuldenfrei, und viele noch ein Baarvermögen von 10 bis 20,000 Thlr., welches sie irgendwo gegen Zinsen angelegt haben. Auf jedem Bauerhofe finden sich in der Regel: 3 Knechte und eben so viele Mägde, 4 Pferde und 20 bis 40 Kühe. Ochsen werden gar nicht gehalten.

Der ganze Haushalt eines anglitischen Bauern hat noch einen patriarchalischen Zuschnitt. Die Mägde und Knechte nennen ihre Herrschaft einfach beim Vornamen, also Peter oder Gertrud, und dutzen sie sogar häufig, besonders wenn sie mit dem Bauer oder der Bäuerin von gleichem Alter sind oder sie an Jahren überragen. Greise Leute werden von Jedermann Vater oder Mutter genannt, während sie selber auch die Erwachsenen mit Du anreden. Ebenso dutzen sich alle Bauern im ganzen Lande. Jede Mahlzeit wird gemeinschaftlich und an Einem Tische eingenommen. Zu oberst sitzt der Bauer, rechts von ihm der Großknecht und die anderen Knechte in strenger Reihenfolge bis zum letzten Dienstjungen und den Kindern herab; an der linken Seite die Bäuerin mit ihren Mägden. In älteren Häusern wird noch jede Mahlzeit mit Gebet begonnen und beschlossen. Für den Gast wird im Fremdenzimmer gedeckt, und der Bauer ißt mit ihm, während die Bäuerin wie gewöhnlich mit den Leuten speist. Die Mahlzeiten sind kräftig, reichlich und überaus zahlreich; ich habe deren gerade sieben täglich gezählt und will sie hier folgen lassen: Eine halbe Stunde nach dem Aufstehen Kaffee mit Butterbrod. Eine Stunde später dicke Grütze mit Milch. Um 10 Uhr Butterbrod mit Käse oder Fleisch belegt, und für die Männer einen Schnaps. Um 12 Uhr Mittags eine Suppe mit Fleisch, oder Erbsen mit Speck, Fische oder Mehlspeise. Um 2 Uhr eine Tasse Kaffee. Um 5 Uhr Butterbrod mit Käse oder Fleisch belegt, und für die Männer einen Schnaps. Um 8 Uhr Abends dicke Grütze mit Milch. Letzteres ist also das Nationalgericht der Angler und wird täglich zwei Mal gegessen. Eine Art Dünnbier wird in jedem Bauerhause einmal monatlich, im Sommer öfter gebraut, und kann von Jedermann nach Belieben getrunken werden. [2762]

(Schluß folgt.)

Die Hochzeit Friedrich's.

Eine fatale Lage, wenn man heirathen soll und man will nicht! Da zieht am 11. Juni 1733 Friedericus Rex von Preußen in allmächtiger schwerer Reisekarosse durch braunschweig'sches Land, in altgewohnter Strammheit militärisch aufgewichst, verdrießlich wie gewöhnlich, kurz angebunden in Fragen und Worten mit seinen liebsten Vertrauten und Zechgenossen, dem alten knurrigen, grobwitzigen General von Grumbkow und dem eleganteren, verschlagenen Oesterreicher von Seckendorf. Er hat seinen Aerger, der König, obwohl er mit Gefolge von Offizieren, Hofleuten und selbst den „vermaledeiten Frauenzimmern" zur Hochzeitsfeier reist, wozu die Leute gewöhnlich die vergnügtesten Mienen aufstecken und Sorgen und Verdruß zu Hause lassen.

Aber die üble Laune des alten, immer gebieterischen Herrn hat wohl seinen Grund: hinter ihm her fährt sein Sohn, sein einziger Erbe des neuen Königreichs Preußen, der junge Kronprinz Friedrich, den er mit der braunschweig'schen Prinzessin Elisabeth Christine, wie er es arrangirt, vermählen will, und der durchaus keine Lust dazu hat. Am Ende, gehorchen muß der Herr Sohn, Königliche Hoheit — da müßte König Friedrich Wilhelm nicht ein so eiserner Charakter sein! Wird kommandirt, wie zum Appell, so zum Heirathen — immer militärische Ordre und Disciplin, das ist kurz und gut, so denkt der König.

Doch verdrießen und verknurren thut's ihn doch! Dieser Herr Sohn Friedrich ist die leibhaftige Opposition, immer, in allen Dingen; der erste Unterthan und doch Rebell, ein ungehorsamer Sinn und Geist. Geht mit Franzosen um, treibt Poeterei und philosophirt gar, musicirt auf der Flöte — lauter Neigungen, die der gestrenge Papa nicht ertragen konnte und nicht dulden wollte. Von militärischer Straffheit, Exerciren, wie der König es liebt, keine Spur bei ihm. Hat schon harte Kämpfe deshalb zwischen Beiden gegeben, und der König, wie es ihm zu arg wurde mit der Rebellion des Prinzen, hätte ihn, beim Himmel! kriegsrechtlich zu Tode bringen lassen, wenn nicht andere Potentaten für den Sünder gebeten, und das Herz nicht doch den väterlichen Eisenkopf erwärmt hätte. Wer aber mag diesem jugendlichen Prinzen, der in Küstrin das Schlimmste durchgemacht hatte, nicht zutrauen, daß er noch einmal, kaum wieder mit dem Vater versöhnt, gegen diesen sich auflehnt, vielleicht gar vor allen Leuten am Hof zu Braunschweig seinen Widerwillen gegen die ausgewählte Braut offen an den Tag legt? Oder — über des Königs Antlitz zog bei dem Gedanken Wetter und Blitz — Friedrich protestirt gegen die Verheirathung, stört die Trauung oder nimmt wohl gar Reißaus, wie er es drei Jahre zuvor schon beabsichtigte? Ei, das wär' ja eine Schande, um ins Grab zu sinken! Nun, vorderhand hat der König mit seinem Isegrimm Grumbkow für alle Vorsichtsmaßregeln echt militärisch gesorgt: der Kronprinz wird eskortirt zur Hochzeit, zwei Mann Offiziere stehen für ihn ein mit ihren Köpfen! Und Seckendorf hat außerdem versichert, der Prinz sei willig und werde des Vaters Willen und Befehl achten. Wenn er einmal die Braunschweigerin heirathen solle, so nehme er auch diese allerhöchste Bestimmung gehorsamst hin. Das hat den alten Herrn füglich auch nicht vergnügt machen können!

Kann indessen Alles Nichts helfen — es muß geschehen, was zwischen Friedrich Wilhelm und Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig und dem Vater der Braut, Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern, in aller Form Rechtens verabredet und clausuliret worden ist. Schon ist man vor Schloß Salzdahlum angelangt, wo die preußischen Hochzeitsgäste Logis nehmen werden, wo der braunschweig'sche Hof residirt, die Braut klopfenden Herzens des Verlobten wartete.

Schloß Salzdahlum ist heut spurlos verschwunden; unter den Stürmen der Franzosenzeit ging es zu Grunde, und seine Reste, sein Inventar, seine Gemälde wurden 1811 verschleudert und versteigert. Es war das Versailles der braunschweig'schen Herzöge gewesen. Der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel ließ 1694 sich beim Dorf Salzdahlum, anderthalb Stunden von Braunschweig, dies Lustschloß erbauen, ganz im französischen Styl mit Galerien und Colonnaden, beschnittenen Hecken und geraden Alleen, Orangerien und Pavillons. Hier wurden die reichen Kunstschätze des Hauses versammelt; hier residirte der Hof während des Sommers. Hier war es auch, wo die Hochzeit Friedrich's stattfand.

Besser, als der alte Rex gefürchtet, verlief das Fest. Sein Sohn zeigte sich nicht trotzig, nicht traurig, sondern benahm sich mit achtungsvoller Höflichkeit gegen seine Braut und übernahm zuvorkommend die Rolle, welche ihm der herzogliche Schwiegervater bei den von ihm arrangirten Festlichkeiten zuertheilt hatte. Das Beste und für Friedrich Zwangvollste kam gleich am Tage der Ankunft: in einem Schäferspiel mußte er um die Hand der ihm Bestimmten werben. Sinnig genug hatte man es angeordnet. In dem aus Hecken gebildeten Theater im Freien fand die Aufführung des Schäferspiels statt. Fünfzig Paare, Herren und Damen, traten im Kostüm von Arkadiern auf, ein Musikchor in Schäfertracht voran. Sie zogen den drei Bewerbern, unter denen sich auch der preußische Kronprinz als Arkadier befand, voran. Herzog Ferdinand Albrecht spielte den Hirtenfürsten, um dessen Tochter die drei Freier warben. Er erklärte ihnen, daß er die Hand derselben nur demjenigen geben werde, welcher am schönsten die Flöte bliese. Darauf erfolgte nun das Wettspiel der drei Arkadier auf ihren Flöten, wobei, wenn's nach seinem Sinn gegangen wäre, Friedrich so schlecht wie möglich geblasen hätte. War's wirklich der Fall, so flöteten die beiden Anderen aus Vorschrift und Respect noch schlimmer, wie er; kein Wunder, daß deshalb der Hirtenfürst die Entscheidung von einer zweiten Aufführung abhängig machte.

Aber der Autor des Schäferspieles hatte für alle Fälle gesorgt, daß Friedrich der Sieger sein mußte. Mit goldener Lyra im Arm, die Saiten rührend, trat plötzlich eine schöne Gestalt als Apoll aus dem grünen Gebüsch und erklärte, als Gott der Musen den Streit selber entscheiden zu wollen. Von neuem begann sonach das unglückselige Flötenspiel, und es konnte gar nicht anders sein, wenn es auch nicht so gewesen wäre: Apoll fand das schöne Spiel des jungen preußischen Kronprinzen für einzig würdig des Preises; er führte ihm die vor holder Scham und bangem Hoffen zitternde Braut zu. Ein Tanz im Freien beschloß diese arkadische Vorfeier.

Am nächsten Tage, dem 12. Juni, wurden die Ehepacten unterschrieben, wurde dann in der Schloßkirche das fürstliche Paar getraut. Große Cour, Tafel und Ball folgten. Noch drei Tage lang mußte Friedrich im Schloß Salzdahlum den Bräutigam spielen. Predigt, Oper und Schauspiel — die Oper von Graun, der damit Friedrich's Gunst gewann, die Komödie von dem Franzosen Destouches — bildeten zumeist den Inhalt dieser Zeit. Dann ging's endlich wieder nach Berlin zurück: Friedrich im Wagen neben seiner jungen, still vor sich hinträumenden Gemahlin.

„Werden sich schon lieben lernen," sagte der alte Rex, vergnügt über den guten Verlauf der Hochzeit sich die Hände reibend, auf der Rückreise zum alten Grumbkow. „Wird sich schon finden, man kennt das!"

Aber es fand sich nicht!

Am 27. Juni hielt Friedrich mit seiner Gemahlin glänzenden Einzug in Berlin, und damit war seine Rolle als Bräutigam pflichtmäßig zu Ende. Seine Gemahlin lebte fortan getrennt von ihm auf Schönhausen oder im Schloß zu Berlin. Friedrich achtete sie, doch er liebte sie nicht. [2793]

Meister Bauernfeld's Studirzimmer.

Ein Tagebuch-Blatt von S.-W.

„Den Bauernfeld mußt Du doch auch besuchen," so hatte ich mir vorgenommen, als ich vor einem Dutzend Jahre zum ersten Mal im traulichen Wien war und im persönlichen Verkehr mit den literarischen Notabilitäten der Kaiserstadt Tage des anregendsten Genusses verlebte. Den Bauernfeld! Von ihm hatte ich kurz zuvor die prickelnden Lieder gelesen und lieb gewonnen, von ihm hatte ich so manches treffliche Theaterstück aufführen gesehen, „das Liebesprotokoll", „Bürgerlich und Romantisch", „die Bekenntnisse", „das Tagebuch", Großjährig", und immer hatten sie durch die Fülle des Geistes, durch einen gutmüthigen und doch ätzenden Spott, durch die Lebhaftigkeit des Dialogs, ein Behagen in mir erweckt, für welches man dem, der es bereitet, dankbar verpflichtet bleiben soll. Bauernfeld schien mir ein ganz besonderer Dramatiker; nicht mächtig durch Phantasie und Ideen als eine schwer zu begreifende und bestreitbare Genialität emporragend, sondern Sohn einer gefälligen, graciösen Muse, ein sinnvoller Beobachter des wirklichen Lebens, aus dem er die Gemälde entnimmt; ein feiner Genremaler, der nicht nach der Schablone arbeitet, sondern die Stimmungen und Ideen der Zeit unter den Einflüssen einer gewissen Selbstironie zurückgibt. Neben der Altväterlichkeit der Lustspieldichter Deutschlands trat er als der Erste auf, der einem modernen, eleganten Geschmack Rechnung trug, der eine höhere, durch Ironie und Spott sich vor den Augen des Publicums abklärende Moral lehrte; der bei aller „Poesie der Bagatelle" doch dem deutschen Lustspiel Leben und Witz einhauchte.

So stieg ich denn eines Morgens in stillem Hause die Treppe hinauf, und, ich glaube, eine Visitenkarte mit dem Namen „Eduard von Bauernfeld" bezeichnete mir die Thür zu seiner Wohnung. Da kam ich in das große Zimmer, in welchem er sich befinden sollte, ein wahres Atelier eines Schriftstellers, der es nicht über sich vermocht hat, um die zierliche, aufräumende Hand einer Gattin zu werben. Ueberall Bücher und Papiere, bunt durcheinander auf Tischen gehäuft, das Kaffeegeschirr noch inmitten der Scripturen, seliger, blauer Tabaksrauch durch den lichten Raum wallend, edler Staub auf den Pappeinbänden der schönen Literatur, und überall Friede und junggesellige Traulichkeit — so recht ein Bücherhain freundlicher Penaten.

Und da stand er, den ich suchte, ein guter, prächtig conservirter Fünfziger mit einem so herzlich-heiteren Antlitz, daß es die beste Scene eines seiner Lustspiele wiederzuspiegeln schien. Mit voller Lust schmauchte er aus der langen Pfeife, deren zahlreiche Freundesgefährtinnen sinnend hier und dort ihre Köpfe angelehnt hielten oder die, zart meerschaumgeborene, langgestreckt in ihrer orientalischen Schönheit den Schlummer der Gerechten hielten. In Schlafrock und Pantoffeln, wie er war, paßte er in diese behagliche Stätte, kam sein Morgenwillkommen ganz herzlich heraus. Von dieser seiner Welt aus, die ihn beglückte, weil sie war, wie er sie wünschte, ließ er das Auge über die Welt da draußen schweifen und alles Getriebe vorüberziehen wie in einer camera clara. Die Unabhängigkeit, die er so liebte, hatte er sich in seiner hagestolzen Häuslichkeit geschaffen; sie offenbarte eine philosophische Abgeschlossenheit, eine harmlose, geräuschfeindliche Selbstzufriedenheit, ein Gefallen, nach eigenem, freiem Sinn mit den Musen zu leben.

Bauernfeld hatte den Dichter in sich immer am dankbarsten vor Schaden zu bewahren gesucht und für ihn gab er unbedenklich hin, was ihn stören und verdrießen konnte. Wie so viele der Wiener Dichter war auch er ursprünglich Beamter gewesen. Er hatte die Rechte studirt, trat dann in den Staatsdienst und ward bei der Hofkammer angestellt. Als ihm eines Tages die Amtsstellung unbequem wurde, blieb er fort und zog sich in seinen Schlafrock zurück. Dann ward er der Lotteriedirection beigegeben, wo er durch das Amt mit seinem Musengeist nicht mehr in Zwiespalt gerieth.

Von Bauernfeld gilt das Wort, daß er spricht, wie er schreibt. Durch seine Lustspiele zieht sich bei allem Witz, bei aller Lebhaftigkeit der Sprache doch eine gewisse Scheu, den Dingen schroff zu Leibe zu gehen. Und so gibt er sich auch im persönlichen Verkehr. Immer geneigt, Alles philosophisch und wie eine fremde Sache zu betrachten, die aber sein Interesse erweckt, bleibt er doch vor schroffem Urtheil mit vielsagendem Lächeln stehen, und der Dampf aus seiner Pfeife scheint den Nachsatz zu entführen. Ein echtes Wiener Kind, hat er den angeborenen Humor mit attischem Salz und Bitterkeit vermischt; aber bei alledem hat er sich eine fast kindliche Unbefangenheit zu bewahren vermocht. Eine Welt für sich, wie sein Arbeitszimmer, eine liebe, traute Welt, in der er schlicht und recht Alles nach seinem Wohlbehagen eingerichtet, so ist es auch die, welche er als Lustspieldichter beherrscht. Da scheint die Idee der Zeit verstohlen hinein, wie die Sonne in sein Zimmer, und kein Conflict von tieferer Bedeutung soll die Harmonie seines scenischen Aufbaues erschüttern, gleichwie in seinem häuslichen Sanssouci Nichts einbrechen soll, was ihn die Kreise stört. [2794]

Ein Picknick jenseits des Aequators.

„Und Sie halten die Adelina Patti wirklich für bedeutender als die Carlotta, Mr. Primrose?"

„Gewiß, Miß Margaret! Vielleicht hat's mir das wunderbar dunkle Auge der kleinen Grazie angethan, ich weiß nicht; nur so viel steht fest, daß auf meinem Banner in den leuchtendsten Farben der Name Adelina thront!"

„Sie machen mich begieriger, als ich es bereits war, die seltene Zauberin zu hören, Mr. Primrose; nun, vielleicht scheint mir eine günstigere Saison die Gelegenheit!"

„Ich möchte darauf wetten, Miß Margaret, daß Sie im Umsehn zu meiner Fahne schwören werden!"

„Aus welcher Oper ist doch gleich das Musikstück, welches die Kapelle eben spielt, Mr. Trellis? Ist es nicht aus der Zigeunerin oder der Traviata?"

„Ich — ich — glaube allerdings, Miß Lucy, daß — daß es aus der Zigeunerin ist; indeß möchte ich um Alles in der Welt nicht behaupten, daß es nicht auch aus der Traviata sein könnte!"

Mr. Trellis athmet erleichtert auf, als er diese vielsagende Auseinandersetzung von der Seele gerungen hat; er ist offenbar kein Musikkenner vom reinsten Wasser und würde auch Händel oder Beethoven nicht schroff verleugnet haben, wenn Miß Lucy den Einen oder den Anderen auf die Candidatenliste ihrer Vermuthungen gesetzt hätte.

„Sie tödten mich durch die Kälte, mit der sie mir seit ein Paar Stunden begegnen, Felicia; weshalb diese ewigen Nadelstiche? Verdiene ich denn gar keinen lieben Blick, gar kein süßes Lächeln mehr?"

„Ich bin in der That überrascht, Mr. Charles, daß Ihre Bewunderung für Mistreß Solace Ihnen noch Zeit läßt, auf meine nichtssagenden Blicke, auf mein unbedeutendes Lächeln zu achten!"

„Felicia, Sie wollen mich absichtlich quälen; bestimmen Sie mit wie vielen Eiden ich Ihnen betheuern soll, daß mir ein Wimperaufschlag Ihres allerliebsten blauen Auges tausend Mal mehr gilt, als eine Welt von Blicken der Mistreß Solace!"

Miß Felicia antwortet nicht und zerzupft mit gleichgiltig abgewendetem Gesichtchen ein grünes Blatt, das sie mechanisch durch ihre Fingerspitzen gleiten läßt.

Charles entwickelt Reichthümer halblaut geflüsterter Beredsamkeit, und zum Glück scheint die gute Sache zu siegen. Felicia wendet ihr Köpfchen zum jungen Cicero und schlägt die Wimpern auf. Im Orchester tönt es neckisch leise: la donna è mobile; — Felicia lächelt! — Hin- und herüber wogt die fröhliche Plauderei des reichen, bunten Cirkels; jene Plauderei, die, von den discreten Wogen einer gedämpften Concertmusik getragen, wie ein zum Accompagnement improvisirtes Thema Variation an Variation knüpft!

Und nicht ein fashionabler Salon im Westend Londons, nicht einer jener schillernden Parks der stolzen Themsekönigin bilden die Decoration der bunten Scene; ihr Schauplatz liegt vielmehr ein ansehnliches Stückchen weiter, ein leidliches Endchen jenseits des Aequators, unter der heißen Sonne, unter dem glühenden Himmel Australiens. Verdi und Offenbach zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Grade südlicher Breite, ein Picknick von tadelloser Eleganz zwischen riesigen Farren, wolkenstrebenden Kauschukbäumen! Das europäische High-life mit seinem lachenden Comfort auf einem Boden, über den vor einer Spanne Zeit nur die schüchternen Eingeborenen huschten, in ihren nichts weniger als geschmackvollen Opossumfellen und mit Farben bemalt, von denen selbst der verwegenste Schilder-Raphael unserer Lande scheu zurückbeben würde! Dort wo jene blendende Blondine mit den zierlichen Diamantohrgehängen eben in den zarten Händchen den Fächer auseinander faltet, saß vor noch gar nicht langer Frist vielleicht ein Häuptlingsfräulein, das nach den ländlich-sittlichen Begriffen der einheimischen Dandyjugend einer tizianischen Venus geglichen haben dürfte! Wie mancher australische Werther mochte wo jetzt Felicia und Charles versöhnt wandeln, seiner neuholländischen Lotte in stummer Schwärmerei gefolgt sein und zum Nasenring seiner Angebeteten, an welchen die Holde als besondern Zier

rath kokett einige Scheite Holz geknüpft trug, in milder Verklärung aufgeblickt haben! Wo jetzt jener muntere Kreis im wohlklingendsten Chor die liebliche Weise des schottischen „Robin Adair“ singt, wie oft mag da ein eingeborenes Männerquartett jene verführerischen Melodien angestimmt haben, die an classischer Einfachheit nur von ihrem, in einem sanften Ha — ho — hu — hau sich fortbewegenden Text übertroffen werden; vorausgesetzt, daß sich bei den vereinzelten Exemplaren der australischen Urbürger, die sich dann und wann Europens übertünchter Höflichkeit in

Heiter und sonnig nimmt das Fest, das in der Nähe Melbourne's die Colonisten einer Schaar von Gästen aus der alten Heimath geben, den besten Fortgang! Die Korken springen, Toast reiht sich an Toast, das Orchester jubelt den schmetternden Tusch ins Gläsergeklinge, und „hoch Europa“ tönt es ein über das andere Mal hinauf in den zitternden Aether! Die Zeit verrinnt in fliehender Hast, eine Eigenschaft, welche den glücklichen Stunden leider in den verschiedensten Zonen anhaftet, und allmälig bricht man auf, um durch die phantastisch verschlungenen Blätter-

Ranken der Zweige. Lautlos — glücklicherweise fällt uns noch zur rechten Zeit die Nothwendigkeit eines Geständnisses ein, das wir, ehe wir fortfahren, dem freundlichen Leser nicht vorenthalten dürfen. Wir wollen uns nicht fälschlicher Weise in den Nimbus eines Weltumseglers hüllen, wir wollen nicht verwerflicher Heuchelei fröhnen und so thun, als ob wir alles das, gleich dem Zeichner des Bildes, mit leiblichen Augen gesehen hätten; nein, wir sind, offen gestanden, nicht über das Weichbild Europas hinausgekommen und schildern ohne Weiteres und nach Gutdünken darauf

Ein Picknick jenseits des Aequators.

Jahrmarkts- und Meßbuden zu präsentiren pflegen, und denen allein wir die erwähnten Sprachkenntnisse verdanken, der Originaldialekt ihrer heimischen Volksdichter in ungetrübter Echtheit erhalten hat! Da, neben den hundertfach ineinander verflochtenen Farrenranken, wo eben ein junger Rothschild seinem Nachbar ein nach Millionen zählendes Unternehmen erklärt, rechnete der glückliche Eingeborene vor wenigen Decennien nur bis vier, jede höhere Ziffer als unbekannte Größe betrachtend und vollständig ignorirend; eine Einrichtung, die den australischen Pädagogen manche schwere Mühe und ihren schutzbefohlenen Zöglingen manche schmerzliche Rüge erspart haben mag!

mauern und über die in den abenteuerlichsten Gestalten sich streckenden und dehnenden Wurzeln und Stämme den märchenhaften Rückweg zum Ausgangspunkt der seltsamen Expedition zu suchen!

Zwischen den riesigen Stämmen wird es still und stiller, und in weiter Ferne verhallt das letzte Geräusch der Scheidenden im leise ersterbenden Echo! Die Schatten des Abends steigen auf, hüllen die Schlinggewächse in ihren Schleier und klimmen allmälig empor bis zu den Kronen der majestätischen Bäume! Unhörbar und gespenstisch flattert der fliegende Hund durch die Dämmerung und klammert sich schaukelnd an die niederhängenden

los. — Jetzt weiß der Leser Alles, unser Gewissen ist rein. — Lautlos also gleiten schlanke Eidechsen durch das Gestrüppe, hier und da einem verwundert darein schauenden Schnabelthier ohne Umstände den Weg kreuzend. — Die prächtig gefärbten Papageien haben ihre schimmernden Flügel zusammengelegt und kauern sich im Dunkel der Aeste zum friedlichen Schlummer. — Die funkelnden Gestirne leuchten am Horizont auf, und genau an der Stelle, auf welcher vorher das Orchester die Orpheusquadrille gespielt hat, tanzen zwei Känguruhs in räthselhaftem Rhythmus ein noch räthselhafteres Pas. [2796]

Der See.

Eine Erzählung von A. v. C. *)

I. Im Schloß.

„Von wem sind die beiden trefflichen Seelandschaften, die uns gegenüber hängen?“ sagte die Gräfin, die den Ehrenplatz neben dem Prinzen einnahm, zu ihrem Nachbar.

„Ach!“ rief der liebenswürdige Wirth aus, „Sie wagen es noch, mich daran zu erinnern, wie lange es schon her ist, daß ich nicht mehr das Glück hatte, Sie bei mir am See zu sehen. Metz heißt die Künstlerin, Johanna von Metz.“

„Ist sie nicht,“ frug die Gräfin weiter, „ist sie nicht vom Rhein? Ja, ja, es kommt mir eine Erinnerung: Eltern wenig bemittelt, nicht begütert; als Beamter kam der Vater ins Land, starb früh, früher noch die Mutter. Die Tochter etwas emancipirt, zeitig selbständig, eigenwillig, wild aufgewachsen, machte Fußreisen auf eigne Gefahr, für Nichts Sinn, als fürs Zeichnen, dafür aber ein großes Talent. — Der Vormund, auch nicht ganz richtig. — Auf einmal verließ sie das Land, man sagt, sie sei auf eine Malerakademie gegangen.“

„Ganz recht, das trifft zu, und ich erfahre so den ersten Theil ihrer Biographie und kann Ihnen, gnädige Gräfin, den zweiten dagegen geben:“

„Von München kam Fräulein Johanna v. Metz ihrer Landschaftsstudien wegen zu uns an den See. Vor einem Jahre traf ich sie bei der großen Linde, die noch von Abteizeiten her gegenüber dem Kirchenportal steht. Als Hausherr und als alter Herr nahm ich mir die Freiheit, sie anzureden und, da sie stehenden Fußes skizzirte, ihr einen Stuhl bringen zu lassen. Die Art, wie sie dies ohne viel Aufhebens annahm, gefiel mir wohl, und ihre kurzen Antworten belehrten mich, daß sie mich weder kannte, noch kennen lernen wollte. — Erst als der Gärtner kam und mich anredete, bat sie zu entschuldigen, daß sie, ohne um Erlaubniß anzufragen, hier hergekommen, und ersuchte mich zugleich, ihr auch den Eintritt auf die Terrasse zu gestatten, welche gewöhnlich verschlossen sei. — Man müsse dort besser, als von irgend einem andern Punkte des Seeufers, das Ueberhängen der Bäume, bei denen die Gondeln liegen, im Profil sehen und würde in dem tiefen Schatten und Wasserspiegel ihre Kraft und Masse erst ganz gewahr werden und zum Bilde gestalten können.“

„Natürlich war ich bereit, ihr die Pforte zu öffnen, aber nur wenn sie mir ihre Mappe dagegen öffnete. — Das that sie ohne Weiteres, und ich war überrascht über eine Anzahl landschaftlicher Skizzen, die in glücklichster Wahl des Standpunktes und in natürlicher und doch ideeller Auffassung bekannte und unbekannte Punkte unserer Umgegend wiedergaben, mit einer charakteristischen Darstellung der Vordergründe in Pflanzen, Blattwerk, Stamm und Wurzelwerk, mit einer Klarheit der Mittelgründe und einem Duft der Ferne, wie man es dem Bleistift kaum zutrauen möchte und hier doch in feinster und gewissenhaftester Ausführung vor sich hatte. Sie wissen, wie vertraut mir die Gegend ist, und wie ich jeden Weg und Steg kenne, aber doch glaubte ich nie auf jenen ausgesuchten Punkten gestanden, die Eigenthümlichkeiten unserer Felsformationen und unserer Vegetation nie so deutlich erkannt zu haben, wie sie mir hier entgegen gebracht wurden. Da ich meine Bewunderung nicht zurückhielt und bemerkte, wer so zeichne, male gewiß nicht minder meisterhaft, gab sie zu, auch zu malen und war auf meine Bitte gleich bereit, mir Einiges zur Ansicht zu schicken. Eine Einladung, mit meinen Kindern, die um diese Zeit immer zum Besuch hier sind, bei mir zu speisen, schlug sie ab.“

„War ich über die Zeichnungen schon entzückt, so steigerten die beiden Gemälde, die sie mir auf den Blendrahmen schickte, meine Hochachtung vor ihrem Talent und ihrer technischen Sicherheit noch mehr. Ich ließ die Bilder nicht mehr aus den Händen. — Dem Ludwig, als er noch kurz vor seinem Tode“ — fuhr der Prinz mit einem tiefen Seufzer fort — „bei mir war, gefielen die Bilder ungemein, und es bedrückt mich, daß er, der wahrlich wohlfeil zu kaufen liebte und pflegte, die Summe, die der Hofmarschall dafür ausgezahlt hatte, gering fand.“

„Das eine gibt den See in kühlem Morgenlicht, mit feinen Nebelstreifen übersponnen ... Das Schloß“ — man pflegte lieber Schloß, als Abtei zu sagen, obschon die Formen des klösterlichen oder vielmehr unklösterlichen Prunkes des vorigen Jahrhunderts sich nicht verleugneten — „das Schloß, die beiden Kirchthürme, die mächtige Linde und die Parkspitze schoben sich fast farblos in den See vor, während der Lerchenberg mit dem Belvedere, schon von der aufsteigenden Sonne hellgrün und golden gefärbt, sich rechts von den grauen Dünsten abhob, die noch aus dem Altachthal aufstiegen. Selbst meine Lieblingstheorie, daß die Landzunge, auf der einst im 8. Jahrhundert das Kloster gebaut wurde, in noch unvordenklicher Zeit aus dem Gebirgsschutt entstanden sei, den die Altach aus ihrer Schlucht herausgewälzt hat, fand ich in dem Bilde zur Anschauung gebracht.“

„Das andere Bild gibt das Schloß von der Nordseite, es ist daher in der Profillinie von dem ersten nur wenig verschieden, so recht ein Gegenstück desselben; nur daß dort der Horizont, so weit er sichtbar, in die Ebene verschwimmt, hier aber als Hochgebirg in seinen schroffen Formen und sanften Färbungen aufsteigt. Ganz entgegen dem ersten ist das Bild in der Gluth der untergehenden Sonne gebadet, sie liegt auf See und Berg und hat die Schneeberge rosig gemalt. Mir ist es eine wohlthuende Erfrischung und eine Erwärmung, bald an dem einen, bald an dem andern meine Augen zu weiden. All das,“ fuhr der Prinz in der Freude an seiner Erwerbung fort, „kann ich alle Tage in Wirklichkeit sehen, ich brauche nur vom Schloß aus links oder rechts dem Ufer entlang zu reiten, aber so lieb ich die Gegend habe und immer hatte, so meine ich doch sie noch mehr zu lieben, sie noch besser zu kennen, seitdem ich diese Bilder besitze. Es ist, als ob alle Mühe und Arbeit, alle Studien und Uebung, alles Empfinden und Nachdenken der Künstlerin während der Arbeit sich heimlich eingenistet hätte in jeden Pinselstrich des Werkes und uns ein Verständniß der Natur eröffnete, Schönheiten aus einer Sprache übersetze, die uns bis dahin unbekannt war.“

„Oben am Ende des Altachthals liegt ein kleiner See, ganz tief und dunkel von Wald umgeben, den bat ich sie neulich mir auch zu malen und ich habe der Wünsche noch viele.“

Der liebenswürdige Kunstenthusiast hatte sich warm geredet, während die Gräfin ihm fromm zugehört hatte. Jetzt erhob sie anmuthig den Finger und frug, indem sie den Prinzen lächelnd ansah:

„Und hübsch ist die Künstlerin auch?“

„Hübsch,“ erwiederte der alte Kenner, „hübsch ist nicht der rechte Ausdruck, hübsch schließt eine gewisse Unbedeutendheit ein, die Kindern und ganz jungen Mädchen wohl ansteht, aber auf Johanna nicht paßt; ihr Gesicht ist also nicht hübsch, auch nicht was man schön nennt, aber anziehend trotz der Energie, die es ausspricht; ihr Blick ist tief und unerschrocken, aber ihr Mund ist ungemein reizend, und in gleicher Weise wirkt ihr kunstlos aufgeknüpftes Haar, aus dem immer ein Paar Locken der Fessel zu entgehen wissen. Dabei ist ihre Gestalt zierlich und stahlkräftig. So durchstreift sie die Gegend, ersteigt die Berge, segelt auf dem See, ja auch im Winter war sie schon hier und malte und lief Schlittschuh. Aber einzufangen ist sie nicht, Einladungen nimmt sie nicht an und will in ihrem leutescheuen, abweisenden Wesen Nichts von uns wissen. Man muß sie gewähren lassen. Ich hoffe, sie malt mir aber doch den Kreuzalpsee und den See als Winterlandschaft, wozu ich Studien bei ihr sah.“

II. Der Frauenschuh.

Johanna war früh aufgestanden, sie gedachte des Bildes, das sie dem Prinzen versprochen. Sie wohnte bei Bauersleuten in einem jener malerischen, abseits dem Dorf auf der Anhöhe gelegenen Holzhäuser mit überhängendem Dach, das mit Steinen beschwert ist, mit vielen blanken Fenstern, vor denen sich zierliche Galerien hinziehen.

Sie war ans Fenster getreten, von dem man den See übersehen konnte, doch lag er jetzt noch in Nebel gehüllt, kaum daß der Blick bis zu den Kähnen durchzudringen vermochte, welche vor dem Fahrhaus am Ufer lagen.

Von dort her erwartete sie Hans, der die Fremden, wie es kam, bald über den See fuhr, bald über die Berge führte.

Da kam er den Pfad herauf, eine kräftige, elastische Gestalt, wie sie dem Volksstamm dieser Gegend eigen ist, in grauer Joppe, kurzen Hosen, starkem Schuhwerk und den schmalkrämpigen, spitzen Hut über dem wettergebräunten, bärtigen Gesicht, das Herzhaftigkeit, Ehrlichkeit und Offenheit aussprach.

Sie rief ihm, indem sie auf die Galerie hinaus trat, das Lob entgegen, daß er schon so früh komme, sie sei auch schon bereit, es würde ein prächtiger Tag.

Hans bestätigte das und trat ein, um sich mit der Skizzenmappe, dem Farbkasten, mit Schirm, Plaid und Feldstuhl und was sonst noch für eine Tagesabwesenheit nöthig war, zu beladen. Er kannte alle diese Sachen, da er die Malerin schon oft und tagelang begleitet hatte.

Rasch durchschritten sie das halbstädtische Dorf, indem sie nur wenigen verschlafenen Gesichtern begegneten, und folgten, als sie die Altach erreicht hatten, diesem muntern Wasser aufwärts auf steilem Saumpfad.

„Meine ich doch ziemlich gut zu Bergpartien gekleidet und eingerichtet zu sein, mit derben Schuhen und derbem Kleid, aber doch, wie wird es aussehn auf dem Rückweg, da das Gras naß und der Weg staubig ist. Eure Mädchen habe ich oft beneidet, sie sind doch besser gekleidet fürs Gebirg,“ sagte Johanna, indem sie sich zu Hans wandte.

„Mag sein, Fräule, aber im Schloß auf dem glatten Boden und auf den feinen Teppichen, da würden solche Schuhe doch Unheil anrichten, wogegen die langen Schleppen den Teppich streicheln und den Boden glätten helfen.“

„Gott sei Dank, daß das nicht meine Arbeit ist,“ rief Johanna aus, „da will ich doch lieber hier den Morgenthau abstreifen und über die Felsen klettern, zumal in der Landestracht, da wäre man freier und von den Fremden weniger begafft. Würde sie mir gut stehen, Hans?“

„Gut, Fräule, recht gut, besser noch, als den hiesigen Mädchen, denn Du bist zierlicher und flinker,“ erwiederte Hans mit dem gebräuchlichen Du.

Johanna, als wollte sie zeigen, daß das Lob in jeder Kleidung auf sie passe, sprang leicht und sichern Fußes vom Weg ab, ein Paar Felsstaffeln hinauf über den Rain an den Waldrand, wo ihr Falkenauge eine Blume entdeckt hatte, die ihr noch nie begegnet war. Auf einem fußhohen Stengel, der sich zwischen großen, tiefgerippten Blättern erhob, schwankten drei oder vier Blüthen von ganz eigenthümlicher Form; sie waren kleinen, daumendicken Holzschuhen zu vergleichen, von lebhaft gelber Farbe, welche noch mehr gehoben wurde durch vier lange braune Zipfelblätter. Form und Farbe gaben ihr einen fremden, geheimnißvollen Charakter. Johanna konnte sich nicht enthalten, sie zu pflücken und, wieder die Anhöhe herabspringend, reichte sie die Blume ihrem Begleiter hin, damit er ihr sage, was das sei.

„Das ist,“ antwortete er zögernd, „der Frauenschuh.“

„Warum der Frauenschuh?“

„Weil, wer die Blume findet, die Mädchenschuhe austritt, ehe der Herbst kommt — so geht der Glaube hier im Land.“

„Den Glauben werd' ich zu Fall bringen,“ rief Johanna übermüthig aus, „und wenn ich noch hundert Paar der hübschen Pantöffelchen finden sollte. Mit den Mädchenschuhen, die ich anhabe, bin ich zufrieden, sie sind das beste an meiner Kleidung und für die Berge gemacht.“

„Es trifft auch nicht immer zu,“ seufzte Hans, „es kommt auch manchmal anders, Fräule.“

„Gewiß, Hans, weißt Du mir eine schöne Geschichte vom Frauenschuh zu erzählen und wie es kommt, daß Dich noch keiner bedrückt.“

„Verlangt das nicht, Fräule,“ erwiederte er traurig, „der Sonnenschein ist schöner und Deine Fröhlichkeit auch, als das, was ich Dir erzählen könnte.“

Da sie aber in ihn drang und wieder ernst geworden war, widerstand er nicht.

„Du kennst,“ begann er, „unsere Gegend, Du weißt besser, als irgend Jemand, wie sie aussieht zur Sommers- wie zur Winterszeit, am Morgen und am Abend. Du kennst Landesart und weißt mit den Leuten zu sprechen und, was noch besser ist, Du weißt ihnen zuzuhören; und was sie Dir erzählen, das ist Dir nicht nur ein Geschichtchen, das man so hört und das man, wenn's einen eine Stunde unterhalten hat, wieder vergißt. — Nein, Du hast auch Leid erfahren, denn Du hörst zu mit dem Herzen und sprichst nicht wie der Amtsrichter „zur Sache“. Das sah ich, als die alte Mayer Dir neulich ausführlich erzählte, wie ihr Sohn beim Brand elend umgekommen. — Ich hatte die Geschichte schon oft gehört, als ich Dich aber so zuhören sah, da wurde sie mir ganz neu und that mir weher, wie je zuvor.“

„Du gehst manchmal nach St. Nicolaus am Tannbauer seinem Haus vorbei, das in der Dälle liegt. In dem Häuschen neben der Kapelle wohnte der Frühmeßner. — Wie oft habe ich den Weg zu ihm gemacht als Kind, als Knabe und noch als junger Bursche. Das Thälchen hinauf zu jeder Stunde des Tags und der Nacht. Der Frühmeßner hatte einen kleinen Hund, Bell hieß er, der war so klug, zu dem sagte er nur: Bell, holl den Hans; gleich lief er zu mir und bellte nur ein Mal vor meinem Fenster, und wenn ich im tiefsten Schlaf lag, so hörte ich ihn und sprang auf, ihm zu zeigen, daß ich wach sei. — Er weckte sonst Niemand im Haus und blieb ruhig, bis ich angekleidet ihm folgte. Der Frühmeßner war dann auch schon bereit, den Kranken die letzte Wegzehrung zu bringen, und so ging ich mit Laterne und Glöckchen ihm voraus, und Bell mir — oft Stunden weit in entlegene Thäler, und wir kamen nie zu spät, so widrig Wetter und Weg für meinen alten Pater auch war. Wenn wir zurückkamen, und er mich an seinem Haus mit einem Apfel oder einem Paar Nüsse verabschiedet hatte, ging ich gern an Tannenbauers Hof vorbei; seit ich die kleine Martha einmal weinend auf der Treppe sitzend gefunden, und sie sich rasch hatte trösten lassen mit dem Erdbeerstrauß, den ich auf dem Heimweg für meine Schwester gepflückt hatte. Seitdem fand ich den andern Weg um und ich wußte, wen ich mit den kleinen Gaben des Frühmeßners oder mit dem Blumenstrauß immer wieder erfreuen konnte. So habe ich manche Messe gedient, manchen Sterbenden trösten geholfen und manch Viertelstündchen mit der kleinen Martha verplaudert, bis ich Soldat werden mußte.“

„Als ich wieder kam, war's freilich anders; da waren es Jüngere, die dem Frühmeßner dienten; Martha war des reichen Tannbauers stattliche Tochter geworden, und ich des armen Fischers Sohn ... das wußte alle Welt — nur Martha nicht; in ihren Augen war sie nicht reicher und schöner und ich nicht ärmer geworden; und wenn ich's mir auch sagte — das redet man sich bald aus, wenn man dem Mädchen gut ist, und sieht, daß auch sie einen mag. — Da hätte ich blind sein und keine Schwester haben müssen, die ihre Freundin war.“

„Es sind jetzt fünf Jahre her; St. Benno war's wie heut, da hatte ich einen Gang auf dem Weg nach Wildbad. Unterwegs begegnete mir ein Gefährt, in dem der Tannenbauer sitzt und die Pferde lenkt; neben ihm Martha, und hinter ihnen seine Frau und eine junge Verwandte. Als er mich ansichtig wurde, schlug er drauf um rasch vorüber zu kommen. Martha aber bog sich zurück — doch konnt' er's sehen — und warf mir einen Strauß zu, in dessen Mitte ein Frauenschuh blühte. Ich wußte wohl, was das hieß, und sie auch. — Freilich kostete es noch manchen Sturm im Tannenbauers Haus, manchen Zorn und manches bittere Wort zu verwinden, aber Martha hielt tapfer aus, ihre Mutter hielt ihr zu und der Frühmeßner auch, und zuletzt war der Vater auch nicht so schlimm. So wurden wir Brautleute, und im Herbst sollte Hochzeit sein, wie's der Frauenschuh verheißen. Aber es kam anders!“

„Ich hatte Fremde auf die Kreuzalp zu führen, mein Vater sollte den Frühmeßner, meine Braut und deren Mutter und meine Schwester überfahren ans andere Ende des Sees, dortige Freunde zu besuchen ... und das geschah auch — aber heimgekehrt sind sie nimmer.“

Er hielt ein, auch Johanna hielt den Athem ein, bis Hans fortfuhr:

„Ein Gewitter erhob sich, der See war schwarz, wir sahen ihn von der Kreuzalp; einen weißen Punkt glaubte ich darauf zu entdecken. — Meine Fremden standen unter in der Sennhütte und ließen sich einen Kaffee machen von der Sennerin. Um eins blitzte und krachte es, daß die Hütte zitterte und mein Herz mit der Regen goß in Strömen; an Weitergehen war nicht zu denken und den Weg zurück konnten die Fremden leicht finden, auch ohne mich, da sie ihn eben gemacht hatten — mich litt es nicht mehr dort oben. Wie ich den See erreicht, wie ich in den Kahn gesprungen und hinausgefahren, weiß ich nicht mehr. Ob es Hagel- oder Blitze waren, was prasselnd in den Kahn und in die wüthenden Wellen einschlug, konnte man nicht unterscheiden.“

„Ich hielt auf den unteren See zu, und wenn der Kahn von den Wellen hoch gehoben wurde, bemühte ich mich, in die Ferne zu sehen, aber sowohl bei den blendenden Blitzen, wie bei der Dunkelheit, die sich durch die Wolken auf das Wassergetümmel gesenkt hatte, war es vergebliche Mühe. — Doch horch! als die Donner einmal schwiegen, da hörte ich einen Ton, einen Ton, der mich als Kind aus dem tiefsten Schlaf erwecken, und den ich nicht verkennen konnte: des Frühmeßners Hundchen bellte ein Mal — und dann nicht mehr. ... Ich ruderte was ich irgend konnte auf den Ton zu. Da trieb ein Ruder, und hier der Hut meiner Braut — ich fischte ihn auf. Wohl war es der ihre, unter dem Band hatte sie eine Blume des Frauenschuhs, den sie mir damals in den Strauß zugeworfen hatte, bewahrt und mich manches Mal fröhlich damit geneckt. Ich fuhr auf und nieder, der Sturm legte sich, die Wellen besänftigten sich; die Sonne blickte, eh' sie unterging, noch ein Mal falsch durch die Wolkenspalte. Alles war still, und spät war es, als ich heim kam — heim! war das Daheim?! mein Vater todt, meine Mutter war schon vor vielen Jahren gestorben, meine Schwester todt ... Zu Hause fand ich den Tannenbauer in Sorge und Angst, und als er mich mit verstörtem Gesicht kommen sah, in der Hand den Hut seiner Tochter, sank er zusammen ... Er hat noch zwei Jahr' gelebt — gesund ist er aber nicht mehr geworden.“

Johanna hatte bewegt zugehört. Kein Wort, kein Schmerzlaut seiner Stimme war ihr entgangen, alle hatten in ihrem Herzen mitgetönt, und mit Thränen in den Augen ergriff sie seine Hand, legte sie ihre andere auf seine Schulter und sagte, indem sie ihn unter die Wimpern blickte: „Ach Hans, welch traurige Geschichte! Du armer Guter, was mußt Du gelitten haben! wie konnt' ich solchen Schmerz erneuern, so zu reden Dich nöthigen!“

„Schad't nicht, Fräule, es hat mir wohl gethan, und ist mir leichter, da ich's Dir erzählt habe, und Du mich so gut angehört hast.“

Sie standen auf, und nachdenklich gingen sie weiter bergan; von Zeit zu Zeit that Johanna immer wieder Fragen, um zu erfahren, was dem traurigen Ereigniß vorhergegangen oder gefolgt war, und man sah, daß nicht der Pfad, die Felsen und Baumgruppen, die Wasserfälle und Aussichten, an denen sie theilnahmslos vorüberging, sondern das Schicksal ihres Führers es war, das sie beschäftigte.

„Und wie ging's dann weiter, Hans?“

„Die alte Anna vom Frühmeßner nahm ich zu mir; sie führt mir mein Hauswesen und besorgt das Vieh, auch hält sie Controle über die Kähne, welche die Fremden miethen, wenn ich nicht da bin; nun, und Garten und Obstbäume die besorge ich selbst; da habe ich vom Frühmeßner Manches gelernt, was mir gut geräth.“

„Wie ist es doch,“ sagte Johanna, „daß Dein Haus allerdings in den Hauptformen ganz nach der landesüblichen Bauart

*) Verfasser der im Bazar erschienenen Aufsätze: „Die Burg“, „Das Sehmaß“ u. s. w., welche so allgemein beifällig aufgenommen wurden.

aber doch in Allem, in der Höhe, im Schnitzwerk, in der Bepflanzung mit Schlinggewächsen sich von den andern unterscheidet?"

„Das kommt daher," erwiederte Hans, „als ich bei den Soldaten war, brannten das Haus der alten Mayer, das nahe dabei stand, und unser Haus ab. Mein Vater hatte große Lust, es aus den Versicherungsgeldern in Stein und modisch aufzuführen; weil's aber dem Prinz, der vom Schloß gerade herübersehen kann und viel darauf hält, daß man fortfährt in der landesüblichen Art zu bauen, unlieb war, so machte er mit meinem Vater aus, daß dieser ihm die Versicherungsgelder übergeben, im Uebrigen aber ihm überlassen sollte, sein Haus wieder aufzubauen. Und ich glaube, mein Vater ist dabei nicht schlecht gefahren. Besonders hatte auch meine arme Schwester Ursache, mit dem Handel zufrieden zu sein, da sie die Giebelstube im ersten Stock sich einrichten durfte. Sie freute sich wie ein Kind, als sie sich da Alles mit ängstlicher Ordnung und Propertät einräumte. Armes Clärchen, Du hast Dich dessen nur kurz erfreut! Doch ist Alles geblieben, wie sie es geordnet hatte...."

Eine wunderliche Erscheinung unterbrach ihr Gespräch; ihnen entgegen kam eine lange magere Gestalt, in einem Frack, der zu kurz und zu eng, mit hohen Stiefeln, breitem Calabreser, mit Botanisirbüchse und Hammerstock; als er die Blume in Johanna's Hand sah, hemmte er seinen Schritt und sagte ohne vorhergegangenen Gruß: „Ecce cypripedium calceolus! Wo gefunden?" Johanna sah ihn verwundert und wenig entgegenkommend an und machte eine Handbewegung, von der es zweifelhaft war, ob sie ihn abweise oder auf den Standort der Pflanze deute. Er schoß vorüber, unsere Wanderer setzten ihren Weg fort und gelangten, nachdem sie das Bergjoch überschritten, bald an ihr Ziel, den Kreuzalpsee.

Theils durch Felsen, theils durch überhängende Waldbäume, theils durch ein breites Schilfufer eingeschlossen, lag der kleine malerische See vor ihnen; bald hatte Johanna ihren Platz gewählt, und Hans stellte ihr den Feldstuhl, daneben den Malkasten und die Mappe bequem zurecht und spannte den Schirm darüber auf, so daß sie ihre Arbeit sogleich beginnen konnte, während er in einiger Entfernung von seiner Schutzbefohlenen sich auf den trockenen Rasen lagerte, ohne sie aus den Augen zu verlieren. Ueberhaupt war es rührend zu sehen, wie er für sie, als ob sie ein hilfloses Kind wäre, sorgte, eben so weit von Galanterie, als von dienender Unterwürfigkeit entfernt.

Wenn, als sie an die Stelle kamen, ihr Erscheinen das Concert unterbrochen hatte, das in dieser Einsamkeit die Naturlaute zusammenstimmten, so ergriffen die Mitwirker alsbald doch wieder ihre Instrumente und begannen ihre Symphonien. Die Grille, ungestört durch den Malkasten, zirpte; die Frösche erhoben einer nach dem andern wieder ihre Häupter und huben in Kehl- und Gaumenlauten ihre Rouladen an. Die Rohrmeisen riefen sich wieder zu und setzten ihr endloses Geschwätze fort, und selbst ein Reh schlich zutraulich aus dem Wald, sich im Wasser zu laben, aus dem es das scheue Wasserhuhn aufflattern machte.

Johanna zeichnete und malte eifrig fort — aber die Stimmung, die ihr die Erzählung des Hans hervorgerufen, verließ sie nicht, so hell und freundlich die Sonne schien, und sie theilte sich ihrer Arbeit mit — der See war düster, der Wald dunkel, und melancholisch schien das Schilf zu seufzen.

„Hans," fuhr sie wieder auf, „es kommt mir eine Erinnerung; wie ich den Winter hier war, die Schneelandschaft zu malen, freilich mehr Schlittschuh lief, als malte; das Eis war spiegelblank, die Bahn herrlich, der ganze See, meinte ich, wäre zu. Nicht ganz, sagtest Du, als ich Dich unten bei den Kähnen beschäftigt fand. Du warntest mich, ich solle nahe dem Ufer bleiben, denn in der Mitte sei eine Stelle, die friert nicht zu, von dort steigen die ersten Nebel auf, und immer wallt dort der See. Du sagtest das mit einem so düsteren Ausdruck, daß mir Angst wurde, so groß die Schlittschuhlust war, und ich lief immer die Mitte scheuend und nicht weiter, als ich Deinen Hammer hörte, denn, dachte ich, Du würdest mich im Auge behalten, und so weit er mich sieht, könne mir Nichts geschehen; er würde mir helfen, dachte ich. Ist das wahr, hättest Du das auch gethan, Hans?"

„Fräule!" erwiederte er nur.

„Ja, Du hättest; und gewiß," fuhr sie fort, „das ist dieselbe tückische Stelle, die Sommer wie Winter auf ihr Opfer lauert, dort hast Du Martha's Hut gefunden, ist's nicht so?"

Er nickte Ja.

Ehe sie die Mappe zusammenlegte, rief sie ihren Begleiter noch einmal zu sich, um, wie sie es gewohnt war, ihm ihre Arbeit zu zeigen, denn oft gab er ihr mit seinen unbefangenen Augen und seiner gradherzigen Ausdrucksweise Winke, die sie mehr förderten, als bogenlange kunstphilosophische Kritiken bei Gelegenheit der Kunstausstellung.

„Aber, Fräule, wo ist denn da der Sonnenschein, und der lustige Glanz der Wiese?"

Sie schüttelte den Kopf. „Der fehlt heut'," sagte sie.

Sie räumten zusammen und traten ziemlich schweigsam den Rückweg an. Da, wo man des Sees mit der Abtei wieder ansichtig wird, stand sie still.

„Wer möchte dem See solche Grausamkeit zutrauen?! wie spiegelrein liegt er drunten und gibt der ganzen Landschaft eine himmlische Ruhe und Klarheit! Indem er mit seiner wagrechten Fläche, mit seinen feingezogenen Uferlinien die zackigen Formen von Berg und Thal ausgleicht, meint man, er vermöge jedes Sehnen zu beruhigen und zu befriedigen — ach, und das kann er nicht!" [2792]

(Schluß folgt.)

Der Handschuh.

Von **Jeanne Marie von Gayette-Georgens.**

(Fortsetzung.)

Der weiße Glacéhandschuh ist für uns speciell das Emblem aller Feierlichkeit und Eleganz von der Wiege bis zum Grabe, denn wenn es der Anstand auch noch nicht erfordert, daß die Neugeborenen in weißen Glacés beim Taufact erscheinen, so doch deren Pathen, und die in den Särgen ruhenden Galaleichen.

Wer sich in weiß angestrichenen und gefirnißten Händen irgendwo zeigen wollte, würde sicherlich Abscheu erregen, denn der weiße uniforme Lackglanz an den Händen hat etwas Unnatürliches, Leichenartiges; obwohl nun das weiße glacirte Leder keine andere Wirkung, als die der abnormen Anfärbung macht, ist man doch nicht nur tolerant gegen die weiße Glacéhandschuhtracht, nein, sie gehört so durchaus zum gesellschaftlichen Leben, daß wir kein passenderes Symbol in das Wappenfeld des neunzehnten Jahrhunderts geben können, als ein Paar weiße Glacéhandschuhe. Wunderbar genug ist, daß es noch keine Vereine zum weißen Glacéhandschuh — nämlich figürlich genommen — gibt; bedient man sich doch des Gegenstandes sogar in Kritiken, indem der Autor, der durch ein salopp geschriebenes Werk sich um den früheren Ruhm, ein eleganter Schriftsteller zu sein, gebracht hat, zu lesen bekommt, „er habe sich die Glacéhandschuhe arg beschmutzt"; und faßt man das, was man kaum zu berühren wagt, doch auch nur in weißen Glacéhandschuhen an. Wenn der Handschuh eine ähnliche symbolische Bedeutung wie der Stiefel als Besitznahme und Fußfassung auf eigenem Grund und Boden im Mittelalter hatte, indem man bei der Uebergabe eines Besitzes auch einen Handschuh, gleich wie zur Bestätigung des Rechtsgewinnes, mit überreichte, so war dies eine Form, bei der ein fester, hirschlederner figurirte, und die niemals aus der Glacé-Handschuhzeit hervorgegangen sein würde.

Neben den weißen eroberten sich die paille-Glacéhandschuhe einen Platz in Abendgesellschaften, „da bei Licht das Gelb fast weißer aussähe, wie das Weiß selbst, und jenes doch auch noch zur Tagesvisite dienen könne." In gelben Handschuhen erlaubte man sich wohl auch in einer Polonaise oder Française mit zu schlendern, ja, der Roman bemächtigte sich des gelben Glacéhandschuhs mit auffallender Vorliebe.

Wie kein alter Räuber- und Ritterroman, ohne Stulpen und Falkenhandschuhe anzubringen, geschrieben wurde, so kein moderner ohne gelbe Glacéhandschuhe. Pelham à la tête trug sie, und Gräfin Hahn zog sie ihren Marios und Cecils an, Eugen Sue gab sie den Arthures und Lugartos neben den Monocles und Stöckchen, und sie waren, gleichsam als Parodie auf jene dem Faustrecht angehörende Epoche, in den Zirkeln der Ritter vom Geiste — den Schriftstellern — unentbehrlich. Der Stulphandschuh war aus dem modernen Roman verschwunden, aber er fand sich wieder im Reich der Mode; nicht zum Schutz im Kriege, den Schwertschlag parirend, nicht dem Stachel der Biene eine Gegenwehr bietend, sondern als moderner Putz legt sich über das schon durch die Batist- oder Leinwand-Manschette bestulpte Handgelenk die Doppelstulpe oder das Stulpchen von Leder mit allerhand Ausputz verziert.

Das Zwecklose aber beim Anzuge, das auch nicht putzt, ist gewöhnlich komisch oder häßlich, so auch die Stulpe am Gesellschaftshandschuh, welche die Hand nur vergrößert und den normalen Anschluß der Hand an den Arm aufhebt, wenigstens stört.

Doch sind naturlederfarbene Stulphandschuhe immerhin den schwarzen Glacéhandschuhen vorzuziehen, die man aus drei Gründen trägt: erstens aus Eitelkeit, weil die Hand darin kleiner aussehen soll, zweitens zur Trauer und drittens aus Oekonomie. — Ein Lord Orsay, der an einem Tage vier verschiedene Paar Handschuhe trug: des Vormittags Rehleder, Biber oder Ziegenfell in allen Farben, und am Abend für den Salon und das Theater paille glacé, schaudert vor dem Gedanken, schwarze Handschuhe aus Oekonomie zu tragen; und er steht nicht isolirt mit seinem Handschuhverbrauch, jeder englische Gentleman hält drei Paar neue täglich, wenn er bescheidene Ansprüche macht, für unerläßlich, sonst ist es üblich, daß der fashionable, des Morgens im Cab andere, als später im Jagdwagen, wieder andere Vormittags im Tilbury und Mittags zum Reiten und wieder andere zum Diner und Ball trägt, so daß er für Rennthier-, Gems-, Biber-, Reh- und Hundelederhandschuhe jährlich ein Capital von dreitausend Thalern bedarf, wozu noch die weißseidenen feingewebten kommen, die er immer bei sich führt.

Aber auch wir, die wir ein Paar Handschuhe öfter als nur einmal anziehen, theilen die Antipathie des Lords. Schwarze Handschuhe, besonders zu helleren Kleidern, sind sehr widerlich, weil sie weder schön, noch zweckmäßig — da alles Schöne ja überhaupt auch zweckmäßig ist, nicht aber unbedingt der umgekehrte Fall stattfindet, und alles Zweckmäßige auch schön genannt werden kann. Bei schwarzgefärbten Handschuhen ist man außerdem noch in Gefahr, durch eine Berührung der Hand mit dem Gesicht sich unwillkürlich Runzeln zu malen oder die Rolle des schwarzen Peters zu spielen. Ein langer schwarzlederner Handschuh ist nun ganz undenkbar, und nur der halblange schwarze Filet über dem weißen Arm, zu heller Kleidung selbst, gern gestattet. Daß sich die Hand bei tiefer Trauer in glänzendes Leder birgt, ist deshalb widersinnig, als bei ihrem sonstigen Traueranzuge der Glanz untersagt ist, und sie aus diesem Grunde Wolle statt der Seide trägt.

Könnte der Trauer an der Hand nicht aber dadurch schon Genüge geschehen, daß ein naturfarbener bräunlicher oder blaßröthlicher Handschuh — den wir allen anders gefärbten, besonders allen dunkeln vorziehen — schwarze Ausnähte und ein schwarzes Ornament erhielten. Ist man doch mit der Hutfarbe bei der Trauer auch nicht so peinlich und windet um den grauen Filz und den gelben Florentiner den schwarzen Flor.

Ein noch anderer Sinn sprach sich bei großer Trauer am burgundischen Hofe durch das gänzliche Entsagen der Handschuhe während der Trauerzeit aus. Man erkannte also in dem Handschuh einen Gegenstand, welcher den Geist nicht zur Sammlung kommen lasse und auf andere Gedanken — vielleicht weltliche, wie man meinte — bringe, da er oft als ein Zeichen von Huld verschenkt und von den Damen noch eigenhändig bestickt, besetzt und verziert wurde; aber man trauerte ja auch dadurch, daß man sich nicht schminkte, also Gesicht und Hände in ihrer Wahrheit zeigte.

Die Möglichkeit, der Hand in dem Handschuh eine zierliche und einigermaßen natürlich anmuthige Form zu geben, bietet das Ornament. Ein Handschuh ohne alle Verzierung würde selbst die kleine Hand plump erscheinen lassen, darum ist bei einem dunkeln eine farbige Nahtverzierung immer von guter Wirkung, nur darf diese nicht grell abstechen, zu Schwarz keine weiße oder goldgelbe Ausnaht kommen, sondern eine dunkelrothe, grüne, blaue oder violette. Dennoch bleibt das immer ein Nothbehelf, um Mohrenhände zu beleben; die matte Natur-Lederfarbe ist unbedingt jedem gefärbten Glanzleder vorzuziehen.

Freilich tragen die Armenier und Mohren weiße Gewänder von dünnem Gewebe, diese aber wirken malerisch belebend gegenüber der dunkeln, immerhin durch die Muskulatur belebten Hautfarbe, wogegen eine Hand in schwarzem Glacé wie aus Ebenholz geschnitzt, also todt und hölzern aussieht.

Bei dem Ornamentiren des Handschuhes muß sich die Arbeiterin — denn diese Arbeit, wie das Handschuhnähen und Zuschneiden muß den Frauen allein zugewiesen sein — der Gliederung der Hand selbst anschließen, aber nicht etwa Verzierungen anbringen, wie solche sich an den Handschuhen der alten deutschen Ritter finden, deren Fingerglieder durch Querverzierungen, die Knöchel durch Punkte bezeichnet waren. Die Art der Ausnähterei muß der üblichen Bewegung der Hand entsprechen und nicht dick aufgetragen, sondern in feinen Linien ausgeführt sein. Rosenbouquets, die man in die Hand nimmt, stickt man nicht auf Handschuhe, auch nicht zwei ineinander gelegte Hände und dergleichen Symbolik. Gräßlich wäre es aber, wollte man auf dem Handschuh Nagelcontouren, Adern oder ein Knochengerüst der Hand statt eines indifferenten Linienornamentes sticken.

Die erste Bedingung bei einem Handschuh ist die, daß er gut sitzen, daher nach der Hand zugeschnitten sein muß, und zwar nach der rechten und linken insbesondere, denn nicht blos Geigenspieler haben durch die verschiedene Thätigkeit ihrer Hände auch verschieden geformte. Wenn kolbige Finger an sich schon recht häßlich sind, so noch mehr, wenn sie in konisch zulaufende Handschuhfinger gezwängt werden, jedoch nicht bis hinauf kommen, so daß die unausgefüllten Handschuh-Fingerspitzen steif über die inneren hinausstehen, was stets — wie wenig es auch sein möge — der Hand etwas Tatzenartiges giebt.

Das Zuschneiden der Handschuhe — eine Kunst, welche man besonders den Franzosen nachrühmte — hat seine Schwierigkeit, ja, einem alten Sprüchworte nach mußten drei Königreiche zusammenwirken, damit ein gutsitzender Handschuh zu Stande komme, Spanien, um das Leder zu liefern, Frankreich, um den Zuschneider, England, um die Nätherin zu schicken. Besonders ist des Franzosen ökonomische Verwendung des Leders anerkannt, der aus einem gleich großen Stücke drei Paar herausbringe, während der Engländer höchstens zwei schneide, weshalb die französischen auch wohlfeiler sein könnten. Da wir Deutsche, was die Güte des Leders betrifft, den Spaniern nicht mehr nachstehen und mit eben so haltbarem Zwirn und eben so geschickt wie die Engländer zu nähen wissen, so ist nur noch die profitable Art des Zuschneidens der Aneignung zu empfehlen und zu wünschen, daß jeder Handschuhmacher wie jede kleine Handschuhmacherin im Stande sein möchte, der Hand ein Paar gutsitzende Handschuhe anzumessen. Dann würde auch das nichts weniger als ästhetische Anprobiren derselben in den Läden, und die fast krampfhafte Bearbeitung eines jeden einzelnen Fingers, um zu beweisen, daß der Handschuh passe, nicht mehr nöthig sein, und jedes Handschuhgeschäft, mehr wie dies jetzt der Fall ist, seine bestimmten Kunden haben. Bekanntlich muß man jetzt dem Anrathen der Verkäufer gemäß, wie den Schuh auf dem rechten Fuß, den Handschuh auf der rechten Hand anprobiren, weil sie dann sicher der kleineren linken paßten. In früheren Zeiten schon achtete man mehr auf die Verschiedenheit der Hände, ja man zierte sogar nach der verschiedenen Beschäftigung der Hände die Handschuhe in verschiedener Weise, und zwar den Turnierhandschuh, welcher für die den Zügel haltende Hand bestimmt war, anders aus, als den der anderen, welche die Lanze zu halten hatte.

Soll der Handschuh die Hand nicht verunstalten, so muß er von zartem, dehnbarem Stoff sein, und dessen Farbe sich möglichst der Farbe der Haut nähern, ohne gerade die Täuschung hervorbringen zu wollen, als seien die Hände unbedeckt, wobei wohl kaum nöthig ist, anzumerken, daß Personen mit krebsrothen Händen nicht meinen sollen, sie müßten nun auch krebsrothe Handschuhe tragen.

Gesucht und geziert aber ist es, zu Morgenanzügen, wie dies zur Zeit der sentimentalen Periode, der Werther-Kostüme und Aehnlichem, die Mode gebot, aurorafarbene Handschuhe anzuziehen, um als rosenfingrige Eos aus dem Schlafzimmer oder dem Bade hervorzugehen. [2784]

(Schluß folgt.)

Die arme alte Frau.

Von **Maurus Jókai.**

(Schluß.)

Damals schon hatte ich wahrgenommen, daß Jedermann in der Familie dem Gyuri huldigte. Ihm war Alles erlaubt, ihn rügte man nicht; er herrschte über die Jungen und die Alten.

Der Grund davon, den ich als Knabe natürlich weder erkannte noch suchte, war wohl der, daß Gyuri's Mutter sehr reich war, und er mithin als der künftige große Herr betrachtet wurde. Seine Geschwister dagegen hatten nur mäßigen Besitz, der überdies zum größten Theil noch in den Händen der Großmama sich befand, welche sie stets damit vertröstete, daß sie dem Einen diesen, dem Andern jenen Schrank hinterlassen werde, sobald sie stürbe. Und wer konnte wissen, was Alles in jenen schwarzen Kästen war? Aufgebarrtes Gold und Silber, alte Bibeln, zwischen deren Blättern Bankscheine lagen, gelbe Schuldbriefe mit zu Capitalien angewachsenen Zinsen. All' das hatte schon bestimmte Erben: das bekommt der Gyuri, das Malchen, das Josef, jenes Julchen. Manchmal ward ein neuer Prätendent dazwischen geboren, dieser bekam dann wieder neuen Platz im Codicill. So sind sie Alle bedacht durch die fürsorgliche Großmama.

Und die alte Mama war wirklich schon sehr alt. Ich ging bereits dem zehnten Jahre zu. Doch wenn man das Leben von zehn solchen Kindern, wie ich damals eins war, zusammenlegte, so hatte sie vielleicht schon mehr davon, und in der Welt gilt nun einmal der Glaube, daß alte Leute früher sterben, als junge.

Sie war auch lang schon auf ihr letztes Stündlein vorbereitet. Sie nähte sich ihr Leichenlinnen, ihre Todtenkleidung, die Haube, in der sie begraben zu werden wünschte; sie ließ voraus ihren Sarg machen, auch mit großen Goldbuchstaben darauf ihren Namen schreiben und „gestorben im Herrn, im so und sovielsten Lebensjahre". Als dann im Strom der Tage der nicht erwartete Geburtstag dennoch wieder kam, ließ sie die überwundene Jahreszahl auf dem Sarge übermalen und die neue darüber setzen. Und wenn dann zu ihr die Familienglieder kamen, die näheren und entfernteren Verwandten und Bekannten, ihr Glück zu wünschen zum neuen Geburtstage, die kleinen Kinder Gedichte hersagend, während die größeren Mädchen allerlei Kleinigkeiten für sie gestickt hatten, ließ sie den Sarg vorholen, sich in ihren granatrothen Todtenmantel kleiden, das traurige Bett sich zurecht machen, die Kissen von weißem Taffet, das spitzenbesetzte Leichenlinnen, und legte sich darein, schön die Hände über der Brust kreuzend und die Augen still schließend, wie es bei Todten zu sein pflegt. Und die Mitglieder der Familie mußten sich dann hinstellen um ihren Sarg, in Reih' und Glied geordnet. Rechts ganz oben der Mann mit der hohen Stirne, und die sanfte Frau, sowie der kleine Gyuri nebst seiner älteren Schwester, sodann die ganz kleine auf dem Arm der Amme, nach dieser die zwei kleineren Söhne, der Infanterieoffizier und des Geschwisterkindes Fräulein Tochter. Hinter all' Denen jedoch das sonst nie präsentirte verwandte Mädchen aus

der Küche. Links ganz oben standen der pensionirte Hußarencapitain, die verwittwete Tochter, deren noch schulpflichtige Söhne und das rothwangige Mädchen. Als sie einstmals wieder Alle versammelt waren, gestattete mir die gute alte Frau, daß ich gleichfalls dabei bleiben durfte. Sie küßten ihr dann Alle nach der Reihe die Hände; sie aber, fortwährend im Sarge liegend, sagte ihnen, wie sie zum Gekreuzigten hoffe, daß das ihr letzter Geburtstag gewesen sei, und daß sie nicht mehr vom ruhevollen Lager aufstehen werde, sobald sie sich nochmals hineingelegt, und es werde nicht mehr nöthig sein, die Jahreszahl auf dem Sarge fernerhin zu ändern.

Dann ermahnte sie Alle mit schönen lieben Worten, daß sie nach ihrem Tode sich gute Verwandte bleiben möchten, in Liebe geeinigt. Wer von ihnen in Elend gerathe, den sollten die Uebrigen nicht verlassen; sie möchten die Waisenkinder unter sich unterstützen, die Schwächeren nach der Klügeren Rath sich führen, und zuletzt mahnte sie, daß man sie schön bestatte, und daß bei ihrem Begräbnisse Alle zugegen seien!

Wenn während dieser Rede dem Einen oder Anderen das Herz weich wurde, und man leise zu schluchzen begann, so war sie davon gar sehr befriedigt.

Niemand erwiederte auf ihre Worte was; nur der Mann mit der gewaltigen Stirne hatte den Muth, ruhigen Blutes die Bemerkung zu machen:

„O meine Mutter, wer kann wissen, welcher unter uns den Andern ‚hübsch' begraben wird!"

Worauf dann die gute alte Frau ungemein aufgeregt wurde und beinahe mit Bitterkeit antwortete:

„Wie kannst Du mir nur so was Uebles sagen?...."

— — — — — — — — — — — — —

Noch verging nicht das Jahr, als einmal schon an frühem Morgen die Glocken zu läuten begannen. „Irgend wer Großes ist gestorben," sagte man bei mir daheim.

Die Glocken tönten noch, als ich nach der Schule ging; der kleine Gyuri war dort nicht anwesend. Die Knaben sagten, er komme heut' auch nicht mehr, denn sein Vater sei gestorben.

Jener ernste, ehrfurchtgebietende Herr mit der gewaltigen Stirne!

Was mochte jetzt die gute alte Mama sagen?

Nach der Stunde erklärte uns der Lehrer, daß Nachmittags keine Schule sei, wir aber in unsern Feierkleidern uns einfinden sollten, um dem großen Todten das letzte Geleit zu geben.

Er war ein angesehener Mann gewesen, ein Gönner der Kirche und der Schule. Deshalb wurden große Vorbereitungen zum Leichenbegängnisse getroffen. Im ersten Stocke übten die älteren Studenten die Trauersänge ein; einzelne Accorde drangen bis zu uns herab. Nachmittags stellte man uns in langer Reihe im Schulhofe auf. Es kam ungemein viel Volk zusammen. Alles war so sehr betroffen, daß auch ein so großer Herr sterben könne!

Der Trauerzug setzte sich allmälig in Bewegung. Es nahten die Trauersänger, die Studenten; der hochwürdige Herr in seidener Toga; dann der vierspännige Leichenwagen, und darauf der sammetbezogene Sarg mit großen goldenen Wappen geziert; zu beiden Seiten neben dem Wagen in Galauniformen die Hußaren des Comitats und die Stadttrabanten — Alle mit Fackeln in den Händen. Dicht hinter dem Sarge aber folgte die trauernde Familie. Inmitten auch sie, die alte blinde Mutter — — ihr Bruder und ihr jüngerer Sohn führten sie an den Armen. Sie weinte nicht. Doch ihr Kopf hing ihr auf die Brust herab, und sie strauchelte bei jedem Schritte. O, daß sie das noch erleben mußte! Sie war es doch, die bereit war zu sterben; an ihr war die Reihe! und jetzt mußte er ihr vorangehen, der Stolz der Familie, der Lebenskräftige, Zukunftssichere!

All' die Uebrigen, die ihr nachfolgten, weinten und schämten sich nicht, so vor allem Volke zu weinen. Auch der kleine Gyuri weinte und verbarg sein Antlitz in der Hand der Muhme. So zogen sie hinein in die Kirche, wohin viele angesehene Männer den Sarg auf den Schultern getragen hatten.

Ihnen nach aber quoll eine unabsehbare Menge Volkes.

Nach der Trauerrede, welche der hochwürdige Herr von der mit schwarzem Tuche überzogenen Kanzel herab hielt, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, die Schulkinder voraus, bis hinaus auf den Friedhof.....

Von jenem Tage ab kam der kleine Gyuri nicht mehr zur Schule. Es verlautete, seine liebe Mutter sei aus der Stadt weggezogen, wo jeder Gegenstand ihr traurige Erinnerungen weckte. Sie ging auf ihre Güter und nahm auch ihn mit — man werde ihn nicht wiedersehen.

Damit hatte meine Bekanntschaft mit der Familie der armen alten Frau ein Ende; ich war Kind, und Kinder vergessen leicht. Ich vergaß des ganzen Hauses und gewöhnte mich an neue Gestalten.

* * *

Seitdem verging viele Zeit!

Rechne ich's zusammen, so wird's wohl über ein Vierteljahrhundert sein. Der vierte Theil von hundert Jahren!

Viel, ach viel der Zeit.

Fünfundzwanzig Jahre lang warf mich das Schicksal umher, Alles hatte sich um mich und in mir verändert, vor meinem Antlitz, in meinem Herzen lösten fremde Menschen einander ab, die auch kaum so einander glichen, wie der Heckenrose duftige Knospe jener sauren, innen stachligen Frucht, die gewöhnlich aus der Rosenblüthe entsteht, wenn sie reif geworden. Und einmal, nach 25 Jahren, kehrte ich wieder in meine Heimath zurück. Es war acht Uhr Morgens, die Schule begann. Wieder eilten die kleinen Jungen so sehr, die großen Bücher unterm Arm, die schwarze Schiefertafel an der Seite; einige mit so ängstlichen Gesichtern: die konnten gewiß ihre Lection nicht.

Mein Weg führte mich nah an dem Hause der guten alten Frau vorüber. Das Haus war noch jetzt grün angestrichen, wie damals; der zornige Löwenkopf beißt noch jetzt in die Tatze von Kupfer, mit der man klopfen muß.

Die Thür knarrt ein wenig, öffnet man sie, und der Hof ist grasbewachsen, was er vordem nicht war. Doch auf die Frage, wer hier daheim sei? antwortete man auch jetzt noch: „Die alte gnädige Frau befindet sich drinnen!"

Die gute alte Großmama! Also die lebt noch immer!

Wir durchschreiten die schweigenden Stuben. Wir öffnen die bekannte Thür; Alles ist so, wie es war. Die alten dunklen Wandkästen — noch dunkler — der hohe Gläserschrank; Tisch und Stuhl am gewohnten Platze. Nichts ist geändert. Nicht eins der Zimmergeräthe wünschte sich an Stelle des andern. Sie waren mit ihrer Situation zufrieden. Dort in der Ecke noch der große Stuhl auf Rädern; in ihm sitzt die gute alte Frau. Sie vermag sich kaum noch zu regen, alle Empfindung verließ sie; auch zu sprechen vermag sie fast nimmer. Ihre alte Gesellschafterin steht dort ihr im Rücken und strickt Socken, nicht als bedürfte derselben irgendwer, blos aus Gewohnheit, damit die Zeit vergehe.

Bei den fremden Fußtritten fragt die Alte, wer zu ihr gekommen sei? Man sagt ihr, der Maurus sei hier, das Maurischen von da und da, der so guter Kamerad des Gyuri war.

„So? das Maurischen!" stammelte die gute Alte und winkte mich zu sich heran und bemühte sich, mit den Händen meinen Kopf zu erreichen und mir das Haar zu glätten. „Wie der herauswuchs!"

Und dann legte sie die Hände aufs Knie und kicherte. Der Mensch sollte glauben, sie lache jetzt, doch das bedeutet bei ihr, daß sie weint.

Sie verlangt von mir nicht, daß ich ihr erzähle, was es für Neuigkeiten in der Welt gibt; es ist ihr genug, kann sie meine Hand in der ihren halten, und will ich mich verabschieden, so sagt sie, ich möge noch bleiben.

Es läßt sich mit ihr auch kein Gespräch beginnen, denn jedes endet mit Weinen.

Was könnt' ich auch von ihr erfragen? Wohin ihre so zahlreiche Familie gekommen? Weshalb sie jetzt so allein sei?

O, auf all Das wäre die Antwort eine sehr traurige!

Drei Romanschreiber ermüdeten daran, wollten sie all Das erzählen, was in dieser Familie vorfiel.

Gyuri's Muhme, das blasse schlanke Mädchen, war während drei Faschinge die beste Tänzerin im Musikkränzchen, am vierten die allerbleichste Todte im Sarge.

Im Jahre darauf verstarb das rothwangige Mädchen an Scharlachpocken; der Tod wählte zuerst all die jungen.

Der jüngere Sohn, der Offizier, hatte irgend einer Beleidigung wegen plötzlich einen Zweikampf. Man brachte ihn mitten durchs Herz geschossen heim.

Dann folgte Gyuri's Mutter; seit ihres Mannes Tod litt sie stets an den Nerven, die Aerzte verzweifelten an ihr. Sie fuhr aus einem Bad ins andere; einmal aber ließ sie alles Reisen sein und war für ewig geheilt.

Trauriger noch ist die Geschichte der schönen heirathsfähigen Nichte. Die starb — ja, woran? an der Treulosigkeit eines Schurken, an gebrochenem Herzen, an einer still zehrenden Krankheit oder an still zehrendem Gram. Nennt's wie Ihr wollt; sie siechte und starb dahin.

Darauf kam wie ein Blitzstrahl rasch die Kunde, daß der das Collegium besuchende ältere Enkel, ein fleißiger Jüngling, der sich zum Advokaten vorbereitete, eines Nachmittags beim Baden den Krampf bekommen habe und, obgleich er der beste Schwimmer war, vor den Augen seiner Kameraden ertrunken sei. In einem kleinen elenden Bache, den er sonst spielend durchschwommen.

Auf diese entsetzliche Nachricht fiel die unglückliche Mutter, die ihre beiden Kinder verloren hatte, in hitziges Fieber und war innerhalb 14 Tage verschieden. Sogar die gute alte Großmama verließ beinah schon die christlich geduldige Seele.

„Schickt sich denn das wohl von Euch," sagte sie den Verstorbenen als Verweis, „Ihr begrabt mit mir meine Enkel und dann sterbt Ihr selber und laßt mich hier mich so abquälen auf dieser Erde. Ich soll Euch das Grab aufwerfen? Ich soll Euch Alle begraben? O, das ist Unbarmherzigkeit! Schreckliche Rücksichtslosigkeit!"

Die Zeiten vergingen wieder in gewohnter Reihe, die gute alte Frau ließ wieder eine neue Jahreszahl auf ihren Sarg pinseln und bei jeder hoffte sie, das werde nun die letzte sein, und vor ihr sterbe Niemand mehr.

Und es war doch noch ihr Bruder zurück. Der lebte auch schon gar lange mit dem durch die Silberplatte geflickten Schädel; er hatte Zeit, in vollen Ruhestand überzutreten. Die alte Frau begrub auch den noch.

Aber es blieben ihr ja immer zwei Enkel: der Gyuri und dessen Schwester.

Jener wuchs zum hübschen, wackern Jüngling empor; er war bei der ungarischen Garde. Man sagte, keiner sei schöner gewesen, als er.

Die Schwester dagegen verkümmerte, die Arme, sie wuchs aus, litt an Gicht; es war bedauernswerth, sie nur anzusehen. Sogar die gute alte Mama, blickte sie nach der Kranken, seufzte bei sich: „wollte Gott nur noch die zu sich nehmen!"

Und es geschah also. Langer Krankheit Ende ist der Tod. Das Kind trocknete ein, schwand, wie wenn zwei Früchte an einem Stengel sind; die eine wächst, wird roth; die andre vergilbt, fällt ab. So fiel sie hinab ins Grab.

War Gyuri schon bisher der Günstling der Großmama gewesen, so erbte er jetzt all die Liebe, welche sie bis dahin auf ihre andern Kinder und Enkel vertheilt hatte, er, der Einzige! Ach, wie sie auf ihn stolz war! Erwähnte man nur seines Namens, war sie außer sich vor Freude.

Das ist die allertraurigste Geschichte.

Der Jüngling war muthig und kühn. Es kamen schreckliche Zeiten, die des Unabhängigkeitskrieges 1848—49. Der Jüngling vergaß, daß er eine alte Großmutter habe und daß er deren letzte Freude. Er ging irgendwo hin, von wo Viele nie wieder zurückkehrten. Auch er blieb; man wußte nicht einmal wo? noch ob er ein Bahrtuch hatte, als man ihn vergrub? Man wußte nur, daß er gestorben, daß er nie wieder zurückkommt.

Blatt, Blüthe und Frucht waren schon vom Baume gefallen, sie hatte nun Niemand mehr, auf den sie zu warten hatte, die alte Mutter. Alle begrub man vor ihr.

Da kam ihr jene zur Seite geschobene Verwandte ins Gedächtniß, von der bisher Niemand gesprochen. Nun nahm sie die zu sich, das wurde die einzig Eine. Diese muß auch schon über die Dreißig gewesen sein, als das geschah. Bisher nahm man sie gar nicht wahr, jetzt plötzlich begann man ihr zu hofiren. Es kamen heiratslustige Stutzer, Cavaliere und fingen an, sie „gnädige Frau" zu nennen.

Das zurückgesetzte Mädchen rächte sich aber dadurch an ihren Stutzern, Hofmachern und an ihrer alten Verwandten, daß sie, gerade als man sie am meisten behütete, an der Cholera verstarb.

Und die gute arme alte Gnädige, die sich voraus den Sarg fertigen ließ, sie blieb allein zurück im Leben, bei so vielen heiteren Verwandten, welche Decennien vor sich zu haben wähnten, wenn sie den Sarg umstanden, in welchem die Greisin lag, die Hände gefaltet und die Augen geschlossen.... Und das ist schon länger, als 25 Jahre her, aber mir kommt es vor, als wäre es erst vorgestern gewesen. [2786]

Logogryph.

Es lebte einst in Frankreichs Paradies
Vaucluse ein König, reich an Ritterthaten,
Und willst Du wissen, wie der Edle hieß,
So mögen es zwei Silben Dir verrathen.

Und fügst Du dann dem Herrschernamen bei
Zwei Zeichen noch, so naht mit süßem Sang
Ein Fabelweib, das einst wie Lorelei
Den Mann verdarb, der lauschte auf den Klang.

Und dann zuletzt, — trennst Du der Zauberin
Das Haupt vom Rumpf, so steht im milden Glanze
Versöhnt, ein lieblich Bild, die Königin
Des Friedens da mit einem Lorbeerkranze.

[2795] G. H. Armo

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. IV, Seite 138.

Weiß.	Schwarz.
1) K e 6 — e 7:	
	A.
1)	K e 3 — f 4
2) D e 1 — f 2	K f 4 — e 5 oder g 5
3) f 3 — f 4 ‡	
	B.
1)	K e 3 — d 4
2) D e 1 — d 2	K d 4 — e 5 oder c 5
3) d 3 — d 4 ‡	

Auflösung des Räthsels Seite 138.

„Gestern."

Auflösung des Rebus Seite 138.

„Vor seiner Thür soll Jeder fegen,
So ist es reinlich aller Wegen."

Correspondenz.

Ida a. d. Puszta. Eine Salbe aus Spermacet (Wallrath) und Mand ist ein altes Hausmittel, von dem wir indeß Nichts halten, da sich Wallrath leicht in Schuppen abscheidet. Die Anwendung des bekan Cold-Cream ist vielmehr zu empfehlen. — Wir rathen Ihnen zum B schen des Gesichts den täglichen Gebrauch von Schwefelkampfer-Seife

Eine Dame im Norden. Wir haben sofort die nöthigen Nachforschun angestellt und bitten um Ihre Adresse, um Ihnen die Auskunft, die zu erhalten hoffen, noch rechtzeitig mittheilen zu können.

Wahrheit in Laibach. Smith's Stomachin und James Stomachin ziemlich ähnlich zusammengesetzt; beide enthalten Chocoladenpul Stärke und Zucker, James Stomachin außerdem 8 Procent Eisenvitr Selbstverständlich sind beide Mittel werthlos. — Baunscheidt's Oel bereitet durch Digeriren von 1 Theil Euphorbium, 3 Theilen Seidelb rinde, 1 Theil Weingeist, 20 Theilen Olivenöl. Auspressen und Filtri

J. M. Zum Verkitten von Eisen in Stein leistet eine bre Mischung von Bleiglätte mit dickem Glycerin bessere Dienste, als bisher dafür angewendeten Kitte. Die Mischung ist sehr rasch zu brauchen, da sie sehr schnell hart wird. — Ein gut zusammengeste Kitt-Necessaire, für alle in der Hauswirthschaft vorkommenden Fälle gerüstet, verkauft Apotheker Herb in Pulsnitz (Sachsen).

Abonnent in B. Die Farbenmischung zur Verdeckung einer weißen Br narbe im Gesicht wird sich ganz nach der Gesichtsfarbe richten müß Versuchen Sie selbst Zinkblumen (Zinkoxyd), gebrannten Ocker Zinnober in geeigneten Verhältnissen zur Erlangung des richtigen F bentones zu mischen. Das Farbenpulver wird entweder als Fettschmi (d. h. gemengt mit Fett) oder mit Wasser und einigen Tropfen Ben tinctur zum Brei angerieben, aufgetragen.

A. G. L. W. Pr. Wir haben trotz aller Umfrage nicht die Firma Fabrik wasserdichter Sohlen, welche ihre Fabrikate F. W. L. S. stemp erfahren können; vielleicht erhalten wir den Namen der Fabrik d diese offene Notiz.

P. S. in Hbg. Derartige Tücher werden wohl mehr von älteren Da getragen.

E. M. in O. Wenden Sie sich an die Schuh- und Stiefelfabrik Manaigo, Berlin, Französische Straße 50.

10. Wir nennen Ihnen die Fabrik von Straff John in Meerane, L. Thieme und Comp. in Meerane und Schumann und Hei in Glauchau.

C. A. in O. bei B. Man kauft immer am theuersten, wenn man Wohlfeilste kauft! das werden Sie auch bei dem Zeuge, von dem eine Probe einsendeten, erfahren haben. Bei einer so unechten Fa die kaltes Wasser nicht einmal verträgt, ist eben Nichts zu machen.

Capitain **A. in B.** Zum Aetzen der Stahlplatten hat sich folgende in Kgl. Gewerbe-Akademie zu Berlin ermittelte Flüssigkeit gut bewäh 1 Theil Höllenstein, 8 Th. chemisch reine Salpetersäure von 1,22 spe Gewicht, 30 Th. Weingeist von 80° Tralles und 60 Th. destillirtes Wa Eine andere Vorschrift lautet: 2 Th. Jod und 5 Th. Jodkalium in Th. Wasser gelöst.

Abonnentin d. Baz. — Juliette in W. Die Anwendung des Ti lerleims gegen erfrorene und rothe Hände, sowie als Mittel zu ihrer Verschönerung, geschieht folgendermaßen: Vor d Schlafengehen taucht man leinene Lappen in heißen Tischlerleim umhüllt damit die erfrorenen Glieder, so warm man es ertragen ka wickelt dann andere Lappen oder Tücher über, damit der Leim m die Bettwäsche beschmutze, und bleibt, die kranken Theile stets bed etwa zwei Nächte und einen Tag im Bette. Das Mittel ist auch offene Frostschäden anwendbar und wird am zweckmäßigsten dann a ordnet, wenn kein Frostwetter zu befürchten ist, weil die Haut dad sehr weich, zart und empfindlich wird.

J. J. in Wien. Die Probe des eingeschickten „Pariser Damenpulver" hält nach der Untersuchung unseres Chemikers keine schädlichen Metal — Pohlmann's Wiener Damenpulver enthält dagegen Bleiweiß zwar 17 Theile auf 7 Th. Talkstein und 1 Th. Magnesia.

Abonnentin in W. Wir müssen Ihnen entschieden von dem Gebra des Kalidor von Rowland abrathen, da dasselbe Quecksilb sublimat enthält.

Abonnentin am Elbufer. Schwarzseidene Kleider werden von Staub- Bohnerwachsflecken am besten in den sogen. chemischen Reinigungs- stalten (z. B. Judlin in Berlin) gereinigt. — Weder Stangenpom noch Bandoline sind dem Haar nachtheilig, wenn man nur dafür s von Zeit zu Zeit den Kopf durch Waschen mit Eigelb oder einer mil Seife zu reinigen.

Fanny A. Gestrickte Kleidungsstücke aus weißer Zephyrwolle werden bei sorgfältigstem Waschen immer etwas gelb, sie müssen nach der W daher geschwefelt werden — am besten ist aber auch hier die chem Wäsche (mit Benzin) anzuwenden, da bei derselben kein Einlaufen Stücke zu befürchten ist.

H. in F. Goldfische in Zimmeraquarien füttert man am besten mit C ten; alle übrigen Futtermittel sind ihnen entweder schädlich oder unreinigen das Wasser. Letzteres wechselt man im Sommer alle T im Winter gibt man den Fischen alle drei Tage frisches Wasser. E gut, namentlich im Sommer, dem Wasser öfters mittelst eines W balges Luft einzublasen.

M. S. Wenn Sie uns den genauen Titel des Haarmittels angeben wo werden wir Ihnen wohl dienen können. Unter dem Namen „Chara ist uns keines bekannt.

E. F. in A. Ein tüchtiges Werk über die schwedische Heilgymnastik ist Dr. M. Eulenburg in Berlin bei A. Hirschwald erschienen.

Franziska in H. Um getrocknetes Moos grün zu färben, löst etwas Pikrinsäure in kochendem Wasser und setzt dieser Lösung so eine Auflösung von Indigocarmin zu, bis die gewünschte Nuance erre ist. Man taucht das gereinigte Moos in dieses Färbebad ein, bis sich mit der Lösung völlig gesättigt hat, schwenkt aus und läßt das färbte Moos dann trocknen.

B. in B. Wenn das Eingießen von Petroleum 2c. in die Dielenritzen Tausendfüße nicht zu vertreiben vermag, so sorgen Sie zunächst für b fältiges Verschmieren aller Ritzen mit Glaserkitt und schützen die W durch Einstreuen von frischem Insectenpulver.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 20 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.